

REZENSIONEN

Machilek, Franz (Hg.): Die hussitische Revolution. Religiöse, politische und regionale Aspekte.

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2012, 292 S., ISBN 978-3-412-20891-2.

Die Hussitenforschung hat in den letzten Jahren eine erfreuliche Entwicklung genommen. Die großen Synthesen der jüngsten Zeit, ob sie von der hussitischen Revolution, der Geschichte der Länder der böhmischen Krone in den Jahren der hussitischen Reformation oder von Problemen größerer Reichweite handeln, haben der Forschung offenkundig neue Impulse gegeben. Das vorliegende Buch versammelt die Beiträge der 46. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte, die im August 2008 in Spindlhof stattfand. Der Herausgeber Franz Machilek hat sie noch um zwei weitere Studien ergänzt und in drei Themenblöcken geordnet: „Der Hussitismus – grundsätzliche Perspektiven“, „Regionale Aspekte des Hussitismus“ und „Der Hussitismus in der Sicht des 19./20. Jahrhunderts“. Der Band enthält außerdem eine Einführung des Herausgebers sowie ein Personen- und Ortsregister.

Die Studien des ersten Teils rekapitulieren mit Ausnahme der Beiträge von Dušan Coufal und bis zu einem gewissen Grade auch von Jaroslav Boubín Themen, denen sich die Autoren bereits in anderen Arbeiten ausführlich gewidmet haben. In dem hier behandelten Sammelband geben sie kurze Zusammenfassungen ihrer Forschungen, wobei diese Zusammenfassungen klar formuliert sind, auf einer gründlichen Kenntnis der Problematik beruhen und einen guten Überblick geben. So stellt Georg Denzler anschaulich und in einem breiten Kontext die Hauptaspekte der Kirchenreform vom Beginn des päpstlichen Schismas bis zum Abschluss des Konfliktes zwischen der konziliaren und der papalistischen Theorie in der Mitte des 15. Jahrhunderts dar. Peter Hilsch schildert in prägnanter Kürze das Leben des Jan Hus. Blanka Zilynská stellt die hussitischen Synoden in den Zusammenhang synodaler Begegnungen von den vorhussitischen Synoden der Erzdiözese Prag bis zu den Reformationssynoden des 16. Jahrhunderts. Und Winfried Eberhard befasst sich mit dem Problem der Toleranz und des Zusammenlebens von Hussiten und Katholiken, beginnend mit den ersten Verhandlungen im Jahre 1429 und endend mit dem Kuttenberger Religionsfrieden 1485 und gibt anschließend einen Ausblick auf das 16. Jahrhundert, wobei er die Entwicklung in Mähren besonders berücksichtigt.

Coufals und Boubíns Studien, die neue Wege eröffnen, verdienen die Beachtung der Leser in besonderem Maße. Coufal befasst sich mit der Verteidigung des Laienkelches durch Jan Rokycana auf dem Konzil von Basel und leistet eine präzise textkritische Analyse der überlieferten Aufzeichnungen von Rokycanas Rede.¹ Jaroslav

¹ In einem breiteren Kontext behandelt der Autor dieses Problem auch in seinem jüngsten Buch *Coufal, Dušan: Polemika o Kalich. Mezi teologií a politikou 1414-1431* [Die Polemik um den Kelch. Zwischen Theologie und Politik 1414-1431]. Praha 2013.

Boubíns Aufsatz zu Petr Chelčickýs Ansichten über die Ordnung der Gesellschaft bewegt sich zwar auf einem Themenfeld, dem bereits viel Aufmerksamkeit zuteil wurde, doch präzisiert Boubín durch seine sorgfältige Lektüre die Interpretation von Chelčickýs Gedanken, etwa wenn es um die Abgrenzung der einzelnen gesellschaftlichen Gruppen oder um die metaphysische Verankerung der Gleichheit zwischen den Gliedern der irdischen Gesellschaft im Gesetz Gottes geht.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich regionalen Aspekten der Hussitenkriege. Herausgeber Franz Machilek hat hierzu zwei parallel angelegte Aufsätze beigeuert, in denen es um Hus und die Hussitenkriege in Schlesien und in der Oberpfalz geht. Die Studie zu Schlesien stellt sui generis eine Synthese der politischen Geschichte des Landes im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts dar, basierend auf einer tiefen Kenntnis der Quellen und der neuesten tschechischen wie internationalen Literatur. Der Autor analysiert präzise die mit dem Wirken der Hussiten in Schlesien verbundenen Detailfragen, und seine Studie ist in mehrerlei Hinsicht ein würdiges Pendant zu der kürzlich erschienenen Synthese der schlesischen Geschichte.² Die übersichtliche und genaue Darstellung der Kriegereignisse und das Interesse an den Anhängern der Hussiten in der Region sind auch für Machileks Aufsatz über die Oberpfalz charakteristisch, in der er sich am Ende kurz auch dem Phänomen des historischen Gedächtnisses und der Traditionsbildung zuwendet.

Mit den Anhängern von Jan Hus außerhalb Böhmens befasst sich auch Franz Fuchs, der die spärlichen Quellen zum Leben des Regensburger Priesters und Hus-Bewunderers Ulrich Grünsleder zusammengetragen und daraus eine wertvolle Mikrobiografie dieses Mannes gemacht hat. Aufschlussreich ist weiter die Studie von Heike Faltenbacher, die unter Verwendung der reichen archivalischen Überlieferung Eger (Cheb) zur Zeit der Verhandlungen auf dem Basler Konzil als Ort hussitenfeindlicher Propaganda und Zentrum des Handels mit den böhmischen Ländern vorstellt. Wieder zeigt sich, dass trotz aller Verbote, Geschäfte mit den „Ketzern“ zu machen, die Grenzen keineswegs hermetisch geschlossen waren. Eger stellte zudem nicht nur eine Hochburg der Propaganda, sondern auch des Informationsaustausches in beide Richtungen dar.

Der Böhmenhandel der Nürnberger Kaufleute (vor allem mit Kupfer) ist Thema des Beitrags von Miloslav Polívka, der unverändert aus den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg übernommen wurde. Die letzten beiden Aufsätze des Bandes sind auf eine engere Problemstellung und Quellenbasis ausgerichtet und bringen interessante Details. Michaela Bleicher bietet einen Auszug aus ihrer Dissertation über die Hussitenbewegung und das Herzogtum Bayern-Straubing, und Gisela Vollmann-Profe wertet die Erwähnungen der Hussiten in den preußischen Chroniken des 15. Jahrhunderts aus.

Der abschließende dritte Teil besteht aus einer einzigen Studie, und zwar der Abhandlung von Thomas Wünsch über den Hussitismus als Interpretationsparadigma der tschechischen Geschichte. Wünsch berührt damit eine der zentralen Fragen der Entwicklung der modernen tschechischen Historiografie. Er konzentriert sich

² *Uhří, Dušan/Kouřil, Pavel/Prix, Dalibor u.a.: Slezsko v dějinách českého státu [Schlesien in der Geschichte des böhmischen Staates]. Bd. I. Praha 2012.*

allerdings auf die Wiedergabe der Ansichten von Palacký, Masaryk und Pekař, die er in den Kontext des Streits um den Sinn der tschechischen Geschichte stellt. Die Richtung, die er mit der Verbindung des Hussitismus als einem Interpretationsmuster und geschichtsphilosophischen Konzepten einschlägt, ist richtig, allerdings müsste für eine umfassende Untersuchung doch ein größerer Textkorpus berücksichtigt werden.

Das rezensierte Buch hat die üblichen Schwächen eines Konferenzbandes, vor allem die thematische Zersplitterung (wenngleich der Hussitismus ein so bedeutendes Phänomen ist, dass er eine schier unerschöpfliche Vielzahl unterschiedlicher Fragen in sich birgt) und die Wiederholung bereits publizierter Erkenntnisse. Größere Sorgfalt hätte man sich bei der redaktionellen Arbeit und der Vereinheitlichung der Zitierweise in den Anmerkungen gewünscht. Der Nutzen des Buches ist aber nicht gering, vor allem auf dem Gebiet der Regionalgeschichte werden interessante Einsichten geboten. Das ist auch einer der Wege, die die gegenwärtige Hussitenforschung beschreitet und auf denen sie die Grundlagen für künftige Synthesen schafft.

Brno

Tomáš Borovský

Van Dussen, Michael: From England to Bohemia. Heresy and Communication in the Later Middle Ages.

Cambridge University Press, Cambridge 2012, X und 217 S. (Cambridge Studies in Medieval Literature 86), ISBN 978-1-107-01679-8.

Die Vermittlung von Texten zwischen England und Böhmen zu Beginn des 15. Jahrhunderts erfreut sich seit mehr als einem Jahrhundert der Aufmerksamkeit der Historiker. Die bahnbrechenden Forschungen Johann Loserths sowie ihre Weiterführung und Überwindung in den Arbeiten von Anne Hudson, František Šmahel oder Vilém Herold trugen wesentlich zur Kenntnis über die Verbreitung von Wyclifs Werken nach Böhmen und die Etablierung des Prager Wyclifismus bei. Der amerikanische Literaturhistoriker und Mediävist Michael Van Dussen, gegenwärtig Assistenzprofessor am Lehrstuhl für Englisch der McGill-Universität in Montreal, hat dem Thema der englisch-böhmischen Literaturkontakte nun eine Monografie gewidmet. Die Arbeit ist vom Bemühen des Verfassers gekennzeichnet, die bisherigen Perspektiven zu erweitern, zudem zieht er bisher unberücksichtigtes Material heran.

Lag lange Zeit der Fokus auf der Genese der Reform bzw. Reformation, so stellt Van Dussen die Verbindungen zwischen den Lollarden und den Hussiten in den breiteren Kontext der literarischen Kommunikation zur Zeit des Großen abendländischen Schismas. Ihm zufolge „erwachsen die heterodoxen Kontakte in Wirklichkeit aus einem breiteren und weniger kontroversen Kulturaustausch zwischen England und Böhmen“ (S. 5). Dieser Austausch wird zunächst im Umkreis der englischen Königin Anna von Böhmen, der Schwester Wenzels IV., aufgespürt. Dabei geht es weder in erster Linie um Annas Wirken noch um die Kontakte ihrer böhmischen Begleiter zu englischen Wyclifisten, vielmehr verfolgt der Verfasser das Nachleben der Königin, ihre Reputation als fromme Frau sowie ihre dauerhafte An-

ziehungskraft für Vertreter verschiedener religiöser Gruppierungen in England sowie für Besucher aus Böhmen. Dieses Interesse wird durch eine unveröffentlichte Beschreibung der Reise von Böhmen nach England bezeugt sowie durch drei Lobgedichte auf die Königin (zwei davon bisher unbekannt), die ein Anonymus am Grabmal Annas in Westminster abschrieb, um sie nach Böhmen zu bringen, und die Michael Van Dussen im Anhang aus zwei Prager Handschriften ediert.

Van Dussen argumentiert, dass diese Art spontaner, auf individuelle Initiative zurückgehender und daher äußerst kontingenter Textvermittlung zwischen den beiden Regionen die Kontakte in der gesamten von ihm behandelten Periode geprägt habe. Ein wesentliches Merkmal dieses nicht regulierten kulturellen Austauschs sei gewesen, dass dieser ungeachtet der von Historikern gezeichneten Grenzen zwischen Orthodoxie und Häresie sowie zwischen verschiedenen Frömmigkeitsformen aufblühte. In diesem Zusammenhang untersucht Van Dussen die bohemikale Überlieferung der spirituellen Werke des englischen Eremiten Richard Rolle von Hampole. Er zeigt, dass Rolles Schriften nicht nur auf direktem Weg aus England nach Böhmen kamen, sondern auch via Rom, und zwar unter der Beteiligung führender Kirchenmänner römischer Obödienz, nicht zuletzt des Erzbischofs Johann von Jenstein. Der Hinweis auf einen weiteren englischen Autor, der in Böhmen rezipiert wurde (wenn auch nicht so intensiv wie Wyclif), wird nicht nur für jene Historiker von Bedeutung sein, die sich mit den böhmischen Ländern befassen. Unter den Spezialisten für englische Religions- und Literaturgeschichte läuft derzeit eine Diskussion über die Rezeption devotionaler Texte beiderseits der imaginären Grenze der Orthodoxie bzw. in der „grauen Zone“.¹ Van Dussens auf die auswärtige Rezeption Rolles fokussierter Beitrag wird in dieser aktuellen Forschungsdebatte sicher willkommen sein.

Nachdem er in der ersten Hälfte des Buches die Breite der Textvermittlung zwischen England und Böhmen verdeutlicht hat, nähert sich der Verfasser in den darauf folgenden zwei Kapiteln der heterodoxen Kommunikation. Der Austausch von Texten und Informationen zwischen englischen und böhmischen Wyclifisten erreichte ungefähr in den Jahren 1406-1411 einen Höhepunkt. Zu dieser Zeit kann man nach Van Dussen von der Formierung einer „lollardisch-hussitischen Gemeinschaft“ sprechen. Die Transmission von Wyclifs Texten nach Böhmen sowie der Briefwechsel zwischen seinen böhmischen und englischen Anhängern sind relativ gut erforscht, trotzdem kann Van Dussen neue Erkenntnisse vorlegen. Seine These über mindestens drei Reisen des prominentesten Kuriers, des Prager Studenten Nikolaus Fauliš, nach England, hat inzwischen in der Literatur zustimmende Aufnahme gefunden.²

Neue Zusammenhänge zeigt auch das Kapitel über die kirchliche Reaktion auf die regen Kontakte zwischen den „Häretikern“ auf. Die Vertreter der geistlichen und

¹ Siehe beispielsweise *Bose, Mishtooni/Hornbeck II*, J. Patrick (Hgg.): *Wycliffite Controversies*. Turnhout 2011.

² *Šmahel, František: Život a dílo Jeronýma Pražského. Zpráva o výzkumu* [Das Leben des Hieronymus von Prag. Ein Forschungsbericht]. Praha 2010, 58, unter Benutzung der früheren Fassung dieses Kapitels, abgedruckt als *Van Dussen, Michael: Conveying Heresy: "A certayne student" and the Lollard-Hussite Fellowship*. In: *Viator* 38 (2007) 217-234.

der weltlichen Macht in England entdeckten mit Verspätung und Beschämung, wie stark der Wyclifismus ausstrahlte; welche Gegenmaßnahmen sie ergriffen, bezeugt ein nach Mitteleuropa gesandter Bericht über den Aufstand von Sir John Oldcastle aus dem Jahr 1414. Van Dussen stellt ihn in den Kontext der Verhandlungen über die anglo-luxemburgische Allianz und interpretiert ihn als einen Versuch Heinrichs V., seine Reputation als Kämpfer gegen die Häresie international zu sichern. Er weist auf eine unbeachtete Edition des Textes von 1850 hin, ediert aber selbst eine andere Version. Der Vergleich der beiden Fassungen fällt leider zu kurz aus, so vermisst der Leser eventuelle Rückschlüsse auf die Entstehungsgeschichte des Textes. Dennoch ist die Erschließung dieser Quelle für die englische sowie die böhmische Geschichte ein Gewinn: Für die erstere stellt sie eine der frühesten Nachrichten über den Aufstand dar, für die letztere ein Dokument des Strebens danach, das Netzwerk des internationalen Wyclifismus zu zerstören – Bemühungen, die auf dem Konzil von Konstanz zur Vollendung gebracht wurden. Die einstigen Kontakte mit Böhmen haben in England dennoch einen tiefen Eindruck hinterlassen. Weit bis in das 16. Jahrhundert hinein blieb Böhmen ein „Gemeinplatz“ in der englischen Religionsdebatte, was im letzten Kapitel erörtert wird.

Das Bild, das Van Dussen von den englisch-böhmischen Literaturkontakten entwirft, beruht auf einer guten Kenntnis vor allem englischer und tschechischer Forschungsliteratur³ und auf der Auswertung ungedruckter Quellen. Durch seine Archivforschungen wollte der Autor die Kontingenz der Textüberlieferung und die materielle Bedingtheit der Kommunikation nachweisen. Er hat keine gewaltigen Mengen an Quellenmaterial bearbeitet, sondern punktuell ausgesuchte Einzeldokumente. Die so entdeckten Kontakte hält er für „symptomatisch“ für vorhandene Netzwerke (vgl. S. 4 und 61). Wie in der Handschriftenforschung kaum zu vermeiden, begibt er sich damit in Gefahr, allgemeinere Folgerungen aus einzigartigen Dokumenten zu ziehen. Auch die Rückschlüsse auf die gemeinsame Rezeption von Texten, die sich in einem Kodex befinden, müssen hypothetisch bleiben, weil sie erst später, wenn auch noch im Mittelalter, zusammengefügt und eingebunden worden sein können (wie der Autor selbst im Zusammenhang mit der Wiener Handschrift 4483 bemerkt, siehe S. 168, Anm. 66). Nur durch serielle Bearbeitung der Handschriftenüberlieferung könnte die Rezeption der Texte aus verschiedenen Phasen der böhmischen Reformbewegung einigermaßen nachgewiesen werden. Oft müssen sich aber Historiker damit abfinden, dass ihre Zweifel angesichts des Quellenmangels nicht ganz beseitigt werden können. Zum Beispiel schreibt Van Dussen die Hand-

³ Allerdings vermisst man einige deutschsprachige Titel, wie die Abhandlungen über das Gefolge der Königin Anna oder über Hartung von Klux: *Walsb*, Katherine: Lollardisch-hussitische Reformbestrebungen in Umkreis und Gefolgschaft der Luxemburgerin Anna, Königin von England (1382-1394). In: *Šmahel*, František (Hg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter. München 1998, 77-108. – *Fahlbusch*, Friedrich Bernward: Hartung von Klux. Ritter König Heinrichs V. – Rat Kaiser Sigmunds. In: *Ders./Johanek*, Peter (Hgg.): *Studia Luxemburgensia*. Festschrift Heinz Stoob zum 70. Geburtstag. Warendorf 1989, 353-403. – Am Rande sei bemerkt, dass der Beiname von Klux' Begleiter nach England, Georg von „Czedlycz“, nicht als Sedlec gedeutet werden sollte (S. 106), sondern vielmehr als von Zedlitz (Prädikat einer in Schlesien ansässigen Adelsfamilie).

schrift der Prager Dombibliothek D12, die Rolles „Super Threnos“ sowie ein Gedicht auf Anna von Böhmen enthält, dem frühhussitischen Milieu zu, wobei er sich auf die Anmerkung „pro magistro Jacobo de Strziebro“ stützt (S. 33 und 60). Kann aber wirklich ausgeschlossen werden, dass es sich nicht um Jakobell von Mies/Stříbro († 1429) handelt (der allerdings im Lateinischen überwiegend als „Jacobellus de Misa“ bezeichnet wurde), sondern um einen späteren Eigentumsvermerk des Jakob von Stříbro († 1499), Dekan der Prager Artistenfakultät von 1488 und 1492?⁴

Allerdings ist sich Van Dussen solcher Schwierigkeiten wohl bewusst und formuliert seine Hypothesen äußerst vorsichtig. Als Ganzes belegen die von ihm herangezogenen Quellenzeugnisse jedenfalls eine viel dichtere Kommunikation zwischen England und Böhmen als von der Forschung bisher vermutet. Seine sorgfältige Herangehensweise und sein Sinn für Details ermöglichen es ihm, eine geschichtliche Dynamik innerhalb der relativ kurzen Zeitspanne der Jahre 1381-1416 sichtbar zu machen, die dem modernen Beobachter sonst als homogen erscheinen könnte. Das hier besprochene Buch zeichnet sich also nicht nur dadurch aus, dass es auf der Auswertung neuer Quellen basiert, sondern vor allem dadurch, dass es eine neue Version einer alten Geschichte entstehen lässt, die komplexer ist, weniger linear, dafür aber wohl adäquater als die bisherige.

Berlin

Pavel Soukup

⁴ Siehe *Spunar*, Pavel: Literární činnost utrakvistů doby poděbradské a jagellonské [Die literarische Tätigkeit der Utraquisten in der Poděbrader und der Jagiellonischen Zeit]. In: *Acta reformationem Bohemicam illustrantia* 1 (1978) 165-269, hier 221.

Jakubcová, Alena/Pernerstorfer, Matthias Johannes/Reitterer, Hubert (Hgg.): Theater in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein Lexikon. Neu bearbeitete, deutschsprachige Ausgabe.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2013. XXIII und 894 S., 182 Abb. (Theatergeschichte Österreichs Band X: Donaumonarchie Heft 6), ISBN 978-3-7001-6999-4; 978-80-7008-288-1.

Ludvová, Jitka: Až k hořkému konci. Pražské německé divadlo 1845-1945 [Bis zum bitteren Ende. Das Prager deutsche Theater 1845-1945].

Institut umění/Divadelní ústav Academia, Praha 2012, 798 S., 85 Abb. und eine CD, ISBN 978-80-7008-286-7; 978-80-200-2112-0.

Bei den beiden hier vorzustellenden, in jeder Hinsicht gewichtigen Werken handelt es sich um ein Lexikon sowie um eine monografische Arbeit mit Handbuchcharakter. Zunächst zum Lexikon, einer Übersetzung der neu bearbeiteten tschechischen Ausgabe „Starší divadlo v českých zemích do konce 18. století – Osobnosti a díla“, welches in „konzentrierter Form über die Geschichte des Theaters in Böhmen, Mähren und Schlesien von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ informieren (Vorwort S. III) und dabei einen besonderen Fokus auf Aspekte des kulturellen Austauschs legen möchte. Dieser Anspruch, dies sei vorab vermerkt, wird glänzend erfüllt, da die wichtigsten Akteure in den relevanten theatralen Netz-

werken erfasst und in ihrer jeweiligen Bedeutung umfassend dokumentiert werden. Den Ausgangskriterien entsprechend findet man Einträge zu „Dramatikern, Librettisten, Komponisten, Schauspielern, Sängern, Tänzern, Puppenspielern, bildenden Künstlern, Direktoren und Mäzenen“ (Vorwort S. III), ergänzt um Lemmata zu anonymen Werken. Die Herausgeber folgen dabei einem hermeneutischen Zugang, es wurden also diejenigen Akteure aufgenommen, die das Theater in besonderer Weise beeinflusst haben, die „für Veränderungen von Stilen, Gattungen und Berufsbildern“ (ebenda S. III) verantwortlich zeichneten bzw. die mit einem bedeutenden Ereignis, einer bestimmten kreativen Leistung oder einer Epoche in besonderer Weise verbunden waren. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von den Anfängen der böhmischen Theaterkultur bis ungefähr zum späten 18. Jahrhundert. Die Protagonisten, die mit der Entstehung eines professionellen tschechischen Theaters befasst waren, welches man mit der Vaterländischen Bühne auf das Jahr 1786 datiert, werden ins derzeit in Arbeit befindliche Lexikon zum tschechischen Schauspiel im 19. Jahrhundert aufgenommen werden (*Česká činohra – Osobnosti 19. století*), während die Einträge zu den Akteuren des Ständetheaters in den bereits erschienenen Band zum Musiktheater im 19. Jahrhundert Aufnahme gefunden haben (*Hudební divadlo v českých zemích – Osobnosti 19. století*, Praha 2006). Inhaltlich geht es den Autoren des hier rezensierten Lexikons darum, in narrativer Breite die „Lebensschicksale und die schöpferische Laufbahn [...] anhand von Originaldokumenten neu zu erfassen“ und somit ein „Lexikon zu schaffen, in dem die Charakterisierung der Personen bzw. des Werks und deren Interpretation im zeitgenössischen Kontext den Schwerpunkt jeden Artikels bilden“ (Vorwort S. IV). Nicht wenige der hier erfassten Personen erfuhren erstmals eine biografische Aufarbeitung. Als gelungene Beispiele für die Konzeption des Lexikons mögen die Einträge zu Bohuslaus Balbinus oder zu August Gottlieb Meißner dienen.

Neben der geografischen Eingrenzung auf Akteure, die in den böhmischen Ländern für das Theater wirkten, erhält man mit dem Theaterlexikon eine in jeder Hinsicht repräsentative Übersicht von A wie Sebastianus Aerichalculus (um 1515-20.11.1555) bis Z wie „Zrcadlo Masopustu“ (Spiegel der Fastnacht), einem Stück, das am 5. Februar 1690 von Jugendlichen in Tabor aufgeführt wurde.

Das zweite Werk, eine umfassende Monografie über das deutsche Theater in Prag von 1845 bis 1945, stammt von Jitka Ludvová. Mit der symbolischen Bezeichnung im Titel „bis zum bitteren Ende“ ließen sich auch die deutsch-tschechischen Beziehungen in den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert im Allgemeinen charakterisieren, aber eben auch die Theatergeschichte, wenngleich Ludvová's Arbeit mehr als eine bloße Theatergeschichte darstellt und als eine Kulturgeschichte Prags im 19. und 20. Jahrhundert gelesen werden kann. Der Schwerpunkt dieser materialreichen Studie liegt auf der „goldenen Phase“ des deutschsprachigen Theaters in Prag mit seinen zwei Spielstätten: dem in staatlicher Trägerschaft stehenden Ständetheater und dem vom Deutschen Theaterverein betriebenen Neuen deutschen Theater unter Angelo Neumann (1885-1910), an dessen Wirken sich die Intendanz Heinrich Tewelles (1911-1918) anschloss, der zuvor als Dramaturg bei Neumann und als Chefredakteur des „Prager Tagblatts“ gewirkt hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg ging die Leitung auf Leopold Kramer über. In dieser Phase entbrannte der Konflikt um das

Ständetheater, welches am 16. November 1920 widerrechtlich von tschechischen Nationalisten besetzt und zur tschechischen Bühne erklärt wurde. Robert Volkners Intendanz (1927-1932) war dagegen geprägt von der ökonomischen Krise sowie zunehmenden Problemen im Theaterbetrieb, Paul Egers (1932-1938) dann vom wachsenden Einfluss des „Dritten Reiches“. Sie mündete in die Zeit des Protektorats, in der das deutschsprachige Theater Prags unter Oskar Walleck und damit die deutschsprachige Theatertradition mit der Ausrufung des „totalen Krieges“ am 1. September 1944 und der Schließung aller Theater Prags zunächst ein Ende fand.

Ludvová, die in ihrer Darstellung von den Theaterdirektoren ausgeht, aber auch andere Akteure wie Förderer, Mäzene und Publizisten im Umfeld des Theaters berücksichtigt, stützt sich vor allem auf zeitgenössische Quellen, häufig z.B. auf den Theaterkritiker Max Brod, dessen einfühlsame Besprechungen auch heute noch eine Vorstellung vom deutschsprachigen Theater in Prag vermitteln können. Ergänzt um wichtige, ins Tschechische übersetzte Dokumente vor allem zum deutschen Theater, aber auch grundsätzlicher Art zum deutsch-tschechischen Verhältnis mit dem Artikel von Johannes Urzidil in der „Neuen Rundschau“, wird so ein umfassender Überblick über eine lange Zeit verdrängte Entwicklung der Bühne gegeben. Hinzu kommt eine CD-Beilage mit Daten zum Personalstand, zum Repertoire inklusive Zyklen, Fest- und Gastspielen, einem Verzeichnis der aufgeführten Werke tschechischer Künstler, einem Personallexikon sowie Quellen und Literatur. Bleibt zu hoffen, dass Jitka Ludvová's Wunsch, der Unkenntnis über das frühere deutsche Theater im heutigen Prag entgegenzuwirken, Erfolg beschieden ist.

Theaterhistorisch bzw. -wissenschaftlich, dies sei abschließend festgehalten, passiert somit einiges in Prag. Das Institut umění – Divadelní ústav (Institut für Kunst und Theater) hat mit diesen Publikationen längst den Stand der europäischen Theaterwissenschaft erreicht und ein hervorragend aufbereitetes Material vorgelegt, an dem niemand vorbeikommt, der sich mit der Geschichte des Theaters in den böhmischen Ländern beschäftigen möchte.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

Kučera, Rudolf: Staat, Adel und Elitenwandel. Die Adelsverleihungen in Schlesien und Böhmen 1806-1871 im Vergleich.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012, 320 S. mit 2 Tab. und 5 Diagrammen (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 205), ISBN 978-3-525-37026-1.

Vor zwei, drei Jahrzehnten hätte die vorliegende Untersuchung zum Themenkomplex Adel und Moderne – einmal abgesehen von dem Umstand, dass sie als Dissertation im Rahmen eines gemeinsamen Promotionsverfahrens an der Freien Universität Berlin und an der Karls-Universität Prag eingereicht worden ist – vermutlich ebenso große Aufmerksamkeit hervorgerufen wie Erregung verursacht. In der Gegenwart, in der Adelsforschung nicht nur in Deutschland von jedem Ideologieverdacht befreit auf hohem Niveau und mit großer Selbstverständlichkeit betrieben wird, sondern auch in den postkommunistischen Staaten Ostmitteleuropas zu den innovativsten, bestens bestellten Arbeitsfeldern avanciert ist, droht sie dagegen auf-

grund der kaum noch zu überblickenden Vielzahl einschlägiger Studien fast unterzugehen. Das wäre in diesem Fall höchst bedauerlich. Denn der von Kučera geleistete systematische Vergleich der Nobilitierungspraxis im habsburgischen Böhmen und im preußischen Schlesien – eine Studie, die völlig zu Recht mit dem Jaroslav Krejčí-Preis der Tschechischen Akademie der Wissenschaften für herausragende Arbeiten junger Geisteswissenschaftler ausgezeichnet wurde – erzielt nicht nur bemerkenswerte Detailergebnisse, was konkret Form, Funktion und Intention der Adelsverleihungen im 19. Jahrhunderts betrifft. Er liefert auch anregende Impulse für einen sehr viel breiter angelegten, bisher nur ansatzweise in Angriff genommenen grundsätzlichen Vergleich der Gesellschaftsgeschichte Preußens und Österreichs für die Zeit nach dem Zusammenbruch des römisch-deutschen Reiches 1806.

Der Obertitel von Kučeras Studie ist insofern ernst zu nehmen. Es geht dem Autor gerade nicht um eine herkömmliche Gruppengeschichte, um eine Konzentration auf die in vielen Arbeiten im Zentrum stehende „Aristokratie“, sondern um den Blick auf eine gesellschaftliche Elite, für deren Rekrutierung und Zusammensetzung der Staat eine eminent wichtige Rolle spielte. Auch die gesellschaftliche Dynamik des 19. Jahrhunderts habe sich, so der Autor, stets innerhalb eines spezifischen rechtlichen und politischen Rahmens vollzogen. Adelsverleihungen könnten entsprechend als „Mittel zur Durchsetzung staatlicher Interessen“ (S. 16), als „Mittel einer aktiven staatlichen Gesellschaftspolitik“ (S. 17) verstanden werden, als ein Terrain mit anderen Worten, auf dem der Staat vergleichsweise autonom gehandelt habe:

Nobilitierungen erlaubten dem Staat, ein System gesellschaftlicher Werte zu stützen und diejenigen zu belohnen, die diese Werte kultivierten. Es handelte sich zugleich um eine der Praktiken, mit denen der Staat auf den tief greifenden sozialen Wandel im 19. Jahrhundert reagierte. Durch Nobilitierungen versuchte er, relevante Eliten an sich zu binden und zu erweitern. Dadurch sollten ihr symbolisches Kapital vermehrt und zugleich die gesellschaftlichen Machtbeziehungen im Sinne des Staates gestaltet werden. (S. 16)

Räumlich verortet der Autor seine Studie in „Zentraleuropa“ – ob dieser Begriff freilich politisch weniger problematisch ist als die Bezeichnung „Mitteleuropa“ und konzeptionell tragfähiger als der geschichtsregionale Terminus „Ostmitteleuropa“, sei dahingestellt. Kučera entschied sich mit guten Argumenten dafür, den Vergleich staatlicher Nobilitierungspraktiken nicht im gesamtstaatlichen Rahmen anzustreben, sondern am Beispiel zweier ausgewählter Regionen durchzuführen. Dass die Wahl schließlich auf (Preußisch-)Schlesien und Böhmen fiel, begründet der Autor in erster Linie mit der wirtschaftlichen Dynamik und gesellschaftlichen Modernisierung beider Gebiete im 19. Jahrhundert; beide Prozesse hätten für die Entstehung des neuen Adels, einer zwar ausgesprochen heterogenen sozialen Gruppe, die sich aber letztlich doch in ihrer Gesamtheit der allmählichen Professionalisierung von Handel, Industrie, Staatsdienst und Wissenschaft vor allem in den größeren städtischen Zentren verdankte, eine zentrale Rolle gespielt. Hinzu kommt die – im politischen Sinn – relativ periphere Lage beider Regionen, sprich die räumliche Entfernung zu den Hauptstädten Berlin und Wien als denjenigen Orten, an denen über die Anträge auf Nobilitierung entschieden wurde. Als drittes Argument für die Wahl

seiner Vergleichsobjekte nennt Kučera die Überwindung gewisser historiografischer Traditionen; viel zu selten würden Regionen in Deutschland mit solchen im östlichen Europa komparativ in den Blick genommen. Zeitlich ist die Zäsur von 1806 – auch wenn sie nicht ganz mit der Entstehung des Kaisertums Österreich zusammenfällt – deutlich markanter als die von 1871, bewirkten die staatlichen Umwälzungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts doch im Zuge breit angelegter Staatsreformen auch eine Vereinheitlichung des territorialen Adels- und Nobilitierungsrechtes in der preußischen wie in der österreichischen Monarchie.

Konzeptionell ist die Studie übersichtlich und erfreulich unspektakulär angelegt. Zwar werden die Vergleichsebenen – Preußen und Österreich, Schlesien und Böhmen, Breslau und Prag – konsequent nacheinander dargestellt und nicht im eigentlichen Sinn vergleichend präsentiert, doch kommt dies Lesbarkeit und Verständnis fraglos entgegen. Kučera gliedert seinen Stoff in vier sauber voneinander getrennte Themenkomplexe. Zum einen untersucht er die Räume („Arenen“) des Aufstiegs und die politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen des Adelserwerbs; dazu gehören etwa Fragen nach den gesetzlichen Grundlagen und den jeweiligen Zuständigkeiten für Standeserhöhungen, den genauen Modalitäten des Verfahrens und den tatsächlichen Vorrechten, in deren Genuss der neue Adel aufgrund seiner unmittelbaren Zugehörigkeit zu einem rechtlich definierten Stand kam. Zum anderen wird die innere Struktur des neuen Adels, unter dem sich Offiziere, Gutsbesitzer und Beamte ebenso identifizieren lassen wie Industrielle, Kaufleute und Professoren, analysiert und nach nationalen Aspekten der Nobilitierungen gefragt; ein besonderes Augenmerk gilt in diesem Abschnitt dem jüdischen Adel. In einem dritten Schritt untersucht Kučera einerseits die konkreten Argumentationsstrategien, die Mitgliedern ganz verschiedener sozialer Kreise zum Adelstitel verhalfen, andererseits die jeweiligen Reaktionen des Staates auf die sich im Laufe des Untersuchungszeitraums wandelnden Handlungsmuster; es ist zugleich derjenige Abschnitt, in dem am häufigsten von konkreten Familien, Einzelpersonen und Fallbeispielen die Rede ist. Viertens und letztens werden ausgewählte Vereine und Assoziationen – in Breslau das Spital zu Allerheiligen, die Akademie der bildenden Künste und der örtliche Gewerbeverein, in Prag die Kleinkinderbewahranstalt, die Sophien-Akademie zur Förderung von Musik und Kunst sowie der Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes in Böhmen – in den Blick genommen, um die Auswirkungen der Nobilitierungspraktiken auf die beiden Adelskulturen näher zu fassen.

Die Ergebnisse, die bereits in die Darstellung eingestreut und nochmals am Ende gebündelt präsentiert werden, sind denkbar vielfältig. Obwohl die politisch-rechtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Neuadels im 19. Jahrhundert in beiden Vergleichsregionen, für die einzelnen Sozialmilieus und auch für die Verfahrensstrukturen der staatlichen Entscheidungsorgane erstaunliche Ähnlichkeiten aufwiesen, verfolgten der Berliner und der Wiener Hof eine in weiten Teilen unterschiedliche Nobilitierungspolitik. Deutlich wird dies etwa am Anteil des Militäradels (dem grundsätzlich beide Staaten hohe Anerkennung zollten) an der Gesamtgruppe: In Preußen blieb der neue militärische Adel während des gesamten Untersuchungszeitraums die zahlenmäßig größte Gruppe, in Österreich dagegen sank sein Anteil mehr und mehr ab. Noch deutlicher werden die Differenzen beim Blick

auf den zivilen Anteil der Neunobilitierten. Dominierten hier in Preußen eindeutig Beamte und Grundbesitzer, nahm in Österreich der Anteil geadelter Angehöriger des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums – darunter zahlreiche Mitglieder jüdischer Wirtschaftseliten sowie führende Köpfe der tschechischen Nationalbewegung – kontinuierlich zu: für Kučera ein eindeutiger Beleg, dass der österreichische Staat Adelsverleihungen zunehmend als Mittel nutzte, „um die sich national aufspaltende Gesellschaft unter einer gemeinsamen Staatsidee zu vereinen“ (S. 272). Was die konkreten Adelsqualifikationen anbelangt, so gingen auch hier beide Staaten unterschiedliche Wege. Nicht Vermögen und Grundbesitz, sondern soziale Fürsorge und freiwillige Wohltätigkeit ebneten dem Neuadel in Böhmen den Weg. Das Ergebnis ist für Kučera eindeutig: „Die entstehende Zivilgesellschaft Böhmens erhielt auf diese Weise eine viel größere staatliche Unterstützung als in Schlesien“ (S. 276).

Hier und da wird man, will man die konzise, gut lesbare Darstellung einer Gesamtbewertung unterziehen, Fragezeichen anbringen müssen. Dies betrifft zunächst die Quellenbasis der Studie, über die der Leser eigentümlicherweise weder in der Einleitung noch in späteren Kapiteln angemessen informiert wird. Dass die Arbeit gleichsam aus den (archivalischen) Quellen gearbeitet sei, wird man – dies zeigt bereits ein erster Blick in den Anmerkungsapparat und die lediglich gut eine Seite umfassende Übersicht der benutzten Bestände an ungedruckten Quellen – kaum behaupten können. Zudem deutet die Tatsache, dass das gesamte Personenregister lediglich zwei Seiten umfasst, an, dass der einzelne Mensch nicht im Vordergrund der Studie steht. Was die Forschungsliteratur betrifft, so kennt sich der Autor, Mitarbeiter am Masaryk-Institut und Archiv der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag und aktuell Fellow am Imre Kertész-Kolleg in Jena, mit der tschechischen und auch mit der österreichischen Fachliteratur sehr gut aus; was dagegen den preußisch-schlesischen Fall und vor allem Ergebnisse der polnischen Geschichtswissenschaft betrifft, so wird man arge Lücken konstatieren müssen. Auch im Detail stutzt man mitunter: Dass eine derart prominente Figur der preußischen Adelspolitik wie Rudolf Graf Stillfried-Alcántara, der im Berliner Heroldsamt wirkte, nicht näher einbezogen und im Register nur unvollständig aufgelistet wird, muss doch erstaunen. Sachlich drängt sich die Frage auf, ob ein Blick auf die Zeit vor 1806 so vollständig ausgeblendet werden darf; schließlich war der Adel in Schlesien zunächst durch eine rigide Nobilitierungspolitik der Habsburger im 17. und 18. Jahrhundert massiv umgeformt worden. Was die Terminologie und überhaupt den Stil der Darstellung betrifft, so kann man nur hoffen, dass der Autor bald seine eigene Sprache findet und sich vom Jargon der unablässigen „Akteure“, „zivilgesellschaftlichen Handlungsmustern“, „Handlungslogiken“ und „Legitimierungsstrategien“ Zug um Zug emanzipiert.

Die Lektüre der Dissertation, die ein durchgehend hohes Argumentationsniveau zeigt, ist ein Gewinn, und zwar in methodischer wie in sachlicher Hinsicht. Es ist gut, dass sie nicht versteckt in einer landeskundlichen Schriftenreihe, sondern in den prominenten „Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft“ bei Vandenhoeck & Ruprecht publiziert wurde. Die Untersuchung Rudolf Kučeras wird, so ist zu hoffen, Anregungen geben für weitere, vielleicht auch epochenübergreifende Ver-

gleichsstudien zur preußischen und zur österreichischen Monarchie, die sich endgültig von älteren Zuschreibungen von Fortschrittlichkeit und Rückständigkeit zu lösen vermögen.

Stuttgart

Joachim Bahlcke

Marinelli-König, Gertraud: Die Böhmisches Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz, 1805-1848. Tschechische Nationale Wiedergeburt, Kultur und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien – Kulturelle Beziehungen zu Wien. Teil II: Sprachwissenschaften – Philosophie, Ästhetik, Rhetorik – Geschichte – Bildungsinstitutionen.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2013. LV und 706 S., (Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 836/ Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft des Instituts für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte 29), ISBN 978-3-7001-6839-3.

Wie schon in der Besprechung zum ersten Band der von Gertraud Marinelli-König besorgten Dokumentation des Wiener Vormärz-Slavica-Projektes (Bohemia 51 [2011] 2, 495 f.) angemerkt, erschließt dieses ein überaus wichtiges kulturgeschichtliches Material. Es geht um Texte, die in der Wiener Unterhaltungspresse erschienen sind. Mit dem hier vorzustellenden Band zum böhmisch-mährisch-schlesischen Kulturraum wird die Grundlage für die Rekonstruktion eines zentralen kulturhistorischen Diskurses geschaffen, wobei die Verfasserin dem bilingualen Charakter der böhmischen Länder Rechnung trägt, da gleichermaßen Texte aus dem Bereich der Slavica und der Germanica aufgenommen werden. Erneut wird so das von Moritz Csáky in vielen Arbeiten konturierte Konzept eines zentraleuropäischen Kommunikationsraumes deutlich.

Der vorgestellte Band 5, Teil II erfasst Nachrichten, Rezensionen, Berichte und Kommentare zu den Bereichen der Sprachwissenschaften (S. 3-79), unterteilt in Bohemistik, Slavistik, Sorabistik, Germanistik, Hebraistik und vergleichende Sprachwissenschaften; ferner zur Philosophie, Ästhetik und Rhetorik (S. 85-92), zur Geschichte (S. 95-325) sowie den Bildungsinstitutionen (S. 329-514), also zu Unterrichtswesen, Bibliotheken, Museen und Sammlungen, sowie Texte zu einzelnen Gelehrten (S. 515-682) bzw. zu Gelehrten Gesellschaften (S. 683-706). Nachrichten im Bereich der Geschichte umfassen einzelne Werke zur allgemeinen Geschichte sowie zur Geschichte der böhmischen Länder, hier z.B. die Apologie der Handschriften von Pavel Josef Šafařík und František Palacký (Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache, 1840). Rezipiert wurden ferner Arbeiten zu historischen Einzelthemen wie den böhmischen Regenten und ihrer Zeit sowie den Adelsgeschlechtern oder z.B. zum Großmährischen Reich, zur Hussitenzeit, zu Wallenstein und der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Entsprechend dem Aufbau der Reihe wurden Texte von aus den böhmischen Ländern stammenden Autoren erfasst, die im Vormärz in der Wiener Presse publizierten. Aufschlussreich ist hier die breite Aufmerksamkeit, die František Palackýs „Geschichte von Böhmen“ mit 19 Besprechungen erfuhr, während Bolzanos Erbauungsreden nur mit zwei Einträgen vertreten sind. Es ist davon auszugehen, dass

der Prozess gegen Bolzano dabei eine wichtige Rolle spielte und zur Wirkungsverhinderung beitrug.

Das in dem Projekt erschlossene Material eröffnet vielfältige Möglichkeiten für weitergehende Forschungen, hier seien in Thesenform einige der wichtigeren aufgeführt: erstens die thematisch-inhaltliche Erfassung kulturwissenschaftlicher Texte aus den böhmischen Ländern über spezifische Themen und die ihnen zugrunde liegenden argumentativen Strategien, zweitens Untersuchungen zur Rolle von Wissenschaft und Bildung im Kontext von zunehmend dominanten nationalintegrativen und -exklusiven Prozessen und im Kontext von Ansätzen alternativer Identitätsbildungsangebote, drittens Arbeiten zum kulturell-wissenschaftlichen Transfer. Zumindest vor 1848 zeigte sich der Diskurs um die nationale Frage als ein verhandelbares Terrain mit Perspektiven einer übernationalen Konsensoption. Überraschend ist zumindest die breite und intensive Rezeption von tschechischsprachigen Texten in der Wiener Presse, was auf einen intensiven Kulturtransfer von Prag nach Wien schließen lässt. Das Material erlaubt viertens eine Rekonstruktion der supranationalen Traditionen, die bis 1848, teilweise darüber hinaus, eine wichtige Determinante in den nationalkulturellen Diskursen bildeten und liefert somit auch einen Nachweis für den Anteil Wiens an der tschechischen nationalen Wiedergeburt. Fünftens lassen sich rezeptions- und wirkungshistorische Arbeiten mit Hilfe des Materials auf eine fundiertere Textbasis als bisher stellen. Und sechstens bietet der vorliegende Band neue Analysemöglichkeiten im Hinblick auf eine vergleichende Kontextualisierung in räumlicher Hinsicht.

Die Besprechung kann daher die Einschätzung des ersten Teilbandes uneingeschränkt wiederholen: Die vorliegende, über eine reine Quellensammlung hinausgehende Arbeit darf als eine vorzüglich verfasste Monografie mit dem Charakter eines Nachschlagewerkes verstanden werden. Hervorzuheben ist ferner der benutzerfreundliche, schnelle Orientierung ermöglichende Aufbau des Bandes. Es bleibt zu wünschen, dass die weiteren geplanten Teilbände mit dem Gesamtregister (derzeit online: <http://hw.oeaw.ac.at/6839-3>) bald gedruckt vorliegen mögen.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867. Abteilung II: Das Ministerium Schwarzenberg, Band 5. 4. Juni 1851 - 5. April 1852. Bearbeitet und eingeleitet von Thomas Kletečka unter Mitarbeit von Anatol Schmied-Kowarzik.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2013. LXXI und 739 S. (Die Protokolle des österreichischen Ministerrats 1848-1867, 2/5), ISBN 978-3-7001-7242-0.

Das unter der Nummer 646 letzte der im hier anzuzeigenden Band abgedruckten 138 Protokolle des österreichischen Ministerrates ist auf den 5. April 1852 datiert. Auch an diesem Tag war die Sitzung von dem seit dem 21. November 1848 die Regierung führenden „Ministerpräsidenten, Minister des Äußeren und des [Kaiserlichen] Hauses Feldmarschallleutnant Fürsten v. Schwarzenberg“ eröffnet und geleitet worden. Im Protokoll ist festgehalten, dass er die Sitzung kurz vor Erledigung des achten Tagesordnungspunktes verlassen hat und diese abgebrochen wurde, „nachdem die

Meldung von dem dem Ministerpräsidenten zugestoßenen Schlaganfall und von dessen bald darauf erfolgten Ableben gekommen war“ (S. 634).

Schwarzenberg starb auf dem Tiefpunkt seiner politischen Wirksamkeit. Im Spätherbst 1848 hatte er die Abdankung von Kaiser Ferdinand und die Thronbesteigung des damals erst 18 Jahre alten Franz Joseph bewerkstelligt und seitdem die Politik des Kaiserstaates geleitet. Doch in den Monaten vor seinem Tod war er von „seinem Kaiser“, der dabei von dem 50 Jahre älteren Karl Freiherr von Kübeck, einem erfahrenen Politiker des Vormärz, beraten wurde, Zug um Zug mattgesetzt worden.

Die Anfänge dieses makabren Spiels sind schon im vorangehenden Band dieser Reihe dokumentiert. Deutlich zeigen die Protokolle, dass Schwarzenberg und seine Ministerkollegen dem Kaiser nach Lage der Dinge wenig entgegenzusetzen hatten, der ihnen die Regierung aus der Hand nahm und sie als allein ihm verantwortliche ausführende Organe seines Willens betrachtete. Im konstitutionell-monarchischen Regierungssystem musste ein leitender Minister ein nicht zu schwaches Parlament hinter sich wissen, um mit einem zum Einsatz seiner Macht entschlossenen Monarchen „auf Augenhöhe“ zu verkehren. Seine eigene Politik konnte er nur als Vermittler zwischen dem Willen des Monarchen und dem der „Volksvertretung“ verwirklichen, wobei es auch darauf ankam, beide Seiten gegeneinander auszuspielen. Das Parlament hatte kaum Gelegenheit, seine Agenden durchzusetzen, konnte allerdings die der Regierung fast immer vereiteln. Denn es musste allen Einnahmen des Staates und zunehmend auch seinen Ausgaben sowie jedem Gesetz, das mehr als eine bloße Formalität war, zustimmen – und tat das beileibe nicht immer. Solch eine schwierige Situation steht, wie zehn Jahre später auch der preußische Verfassungskonflikt zeigte, nur eine sehr energische Regierung wenigstens eine Zeitlang durch. Auch Bismarck hat 1866 die erste erfolgversprechende Gelegenheit genutzt, um die Zusammenarbeit wieder aufzunehmen. Den preußischen Landtag ganz nach Hause zu schicken, hatte er wohlweislich vermieden – er brauchte das Parlament nicht zuletzt auch gegen seinen „allernädigsten Herrn“ und dessen andere Ratgeber.

Schwarzenberg indessen hatte im Frühjahr 1849 das Parlament des österreichischen Kaiserstaats – den „Reichstag“ – aufgelöst und seitdem keinen neuen berufen. Offenbar erschienen ihm die Risiken größer als die möglichen Vorteile. Wie das Reich seitdem tatsächlich regiert wurde, ist in den Protokollen des nun vorliegenden Bandes der Edition deutlich genug zu erkennen: In fast jeder Sitzung hatten die Minister auch darüber zu beraten, ob einem verdienten Beamten ein Orden oder ein höheres Gehalt zugesprochen wurde, seinen Hinterbliebenen eine kaiserliche Gnadengabe oder eine höhere Pension zu gewähren war. Oder es wurde die Frage erörtert, ob dem Kaiser zu empfehlen sei, ein strenges Urteil gegen einen Revolutionsteilnehmer von 1848/49 zu mildern oder gar aufzuheben – oder ob man ihm von diesem Schritt abraten sollte. Auf diese Weise „Ruhe und Ordnung“ zu sichern, setzte Stärke und Einsatzfähigkeit des Militärs voraus, auch im Innern, weil damals in allen Staaten die Polizei für diese Aufgabe viel zu schwach war. „Zuckerbrot und Peitsche“ also oder auch „Pest und Cholera“, weil beide Formen der Pazifizierung sehr viel mehr Geld kosteten, als der Staat einnahm. Das Haushaltsdefizit betrug mehr als ein Drittel und konnte nur durch Kredite gedeckt werden. Die wiederum waren

ohne parlamentarische Garantie noch teurer als ohnehin – große Bankhäuser waren noch nie karitative Einrichtungen gewesen.

Naturgemäß hatte deshalb gerade auch der Finanzminister ein ganz besonderes Interesse daran, dass wenigstens ein „Verantwortliches Ministerium“ vorhanden war, das den Absturz des Staatskredits ins Bodenlose vielleicht verhindern konnte. Ob Schwarzenberg vorhatte, sich dieses Widerlager bald neu aufzubauen, und wann er die Chance dafür gesehen hätte, darüber lässt sich nur spekulieren. Der „Neo-Absolutismus“ stieß jedenfalls rasch an seine strukturellen Grenzen. „Gesunde“ Finanzen sind die Voraussetzung jeder starken Politik. Gerade in der Außenpolitik kann ein Staat nach Clausewitz nur eine Zeitlang mit „Wechseln“ operieren; früher oder später ist doch „bare Zahlung“ gefordert. Er muss also glaubhaft mit Krieg drohen und diesen auch führen können, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Aus dem Krimkrieg konnte sich Österreich heraushalten, den Krieg gegen Sardinien-Piemont, hinter dem Frankreich stand, musste es unter großen Opfern schnell beenden. Hätte es 1866 den Krieg um Deutschland gewinnen können, wenn Königgrätz anders ausgegangen wäre? Das ist sehr fraglich. Denn für einen längeren Krieg war auch das neue „Österreich-Ungarn“ nicht stark genug. Führte der Sieg des jungen Kaisers und seines Beraters Kübeck 1852 also in den folgenden Jahren zu diesen Niederlagen? Kübeck, der 1855 starb, hat sie nicht mehr erleben müssen.

Die böhmischen Länder haben der Regierung in Wien in diesen schwierigen Monaten kaum Sorgen gemacht. Die wenigen Sitzungen, in denen die Probleme Böhmens, Mährens und Schlesiens zur Sprache kamen, sind über das detaillierte Register des Bandes leicht zu finden. Gewiss war der Nationalismus der Tschechen schon erkennbar, er wurde aber nicht als ernste Gefahr für das Reich empfunden. Bei der Reorganisation der Verwaltung erfuhren diese Länder – anders als Ungarn oder Italien – keine gesonderte Aufmerksamkeit oder gar Behandlung. Auch hier lohnt genauere Lektüre.

Die große Edition der Protokolle des österreichischen Ministerrates, von der jetzt 23 Bände vorliegen, nähert sich dem Abschluss. Nur für die Zeit zwischen Februar 1857 und Mai 1859 sowie zwischen März 1860 und Februar 1861 stehen noch Bände aus. In mehr als vierzig Jahren haben die Bearbeiter unter der Oberleitung von Helmut Rumpler eine bewundernswerte Arbeit geleistet. Nicht nur die Spezialisten für die Geschichte der Habsburgermonarchie, auch alle anderen Historiker, die sich einen etwas weiteren Blick bewahren wollen, haben allen Grund, ihnen dankbar zu sein, sie zu beglückwünschen und ihnen für den Abschluss eine ebenso sichere Hand zu wünschen.

Tübingen

Bernhard Mann

Höhne, Steffen (Hg.): August Sauer (1855-1926). Ein Intellektueller in Prag zwischen Kultur- und Wissenschaftspolitik.

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2011. 405 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 1), ISBN 978-3-412-20622-2.

„Warum die Beschäftigung mit August Sauer?“ (S. 9) fragt der Herausgeber Steffen Höhne zu Beginn seines instruktiven Einführungsbeitrages „August Sauer – ein Intellektueller im Spannungsfeld von Kultur- und Wissenschaftspolitik“. Antwort auf diese Frage, wenn sie denn mehr als eine rhetorische sein soll, geben neben Höhne selbst auch die anderen Beiträge des Bandes: Der Germanistikprofessor Sauer gehörte von seiner Berufung nach Prag 1886 bis zu seinem Tode 1926 (und in der Wirkung durch seine Schüler noch deutlich länger) zu den einflussreichsten Gelehrten seines Faches. Er war zudem einer der wirkmächtigsten Protagonisten im Bereich der Kultur- und Wissenschaftspolitik in den böhmischen Ländern, in beiden Feldern mit Ausstrahlung darüber hinaus und mit weithin verzweigten Kontakten. Überzeugend charakterisiert Höhne daher Sauer als „öffentlichen Intellektuellen“ (S. 9) im Sinne Ralf Dahrendorfs.

In seinem von der eigenen Familiengeschichte ausgehenden Beitrag über „[k]ulturelle Prägung und politische Versuchung“ belegt Justus H. Ulbricht eindrücklich den vielfältigen Einfluss der „Vaterfigur“ Sauer auf die deutschböhmische Jugendbewegung, wobei hier auch ein Blick auf den Staffelstein interessant hätte sein können. Gertrude Cepl-Kaufmann geht Sauers „Positionierung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit“ nach und zeigt, ausgehend von den erhaltenen Kondolenzschreiben zu Sauers Tod, die Diskrepanz in der Wahrnehmung zwischen dem Schwerpunkt von Sauers Wirken und dem seiner öffentlichen Bewertung. In seinem Beitrag über „August Sauer in Lemberg“ bringt Mirko Nottscheid anhand Sauers Korrespondenz mit seinem Lehrer Wilhelm Scherer Licht in diese bislang kaum erforschte Episode von Sauers Leben und beleuchtet zugleich das Verhältnis der beiden Wissenschaftler zueinander. Wie Sauer trotz der Teilung der Prager Universität auf die Prager tschechische Germanistik gewirkt sowie sich mit seinen tschechischen Fachkollegen ausgetauscht und mit ihnen zusammengearbeitet hat, schildert Milan Tvrdík. Myriam Richter und Hans-Harald Müller nehmen, vor allem anhand bislang unveröffentlichter Korrespondenzen Sauers mit anderen Germanisten, diesen als Mitbegründer der Fachzeitschrift „Euphorion“ in den Blick und weisen dabei zugleich auf Sauers Beitrag zur „Modernisierung der Germanistik im 19. Jahrhundert“ hin. Sauers intensive, dreißig Jahre währende, fachwissenschaftlich geprägte Korrespondenz mit dem Jenenser Germanisten Albert Leitzmann ist das Thema von Jeannette Godau, die diesem Briefwechsel die von Sauer mitbegründete Zeitschrift „Deutsche Arbeit“ als komplementär „ergänzende[n] Quellenfundus“ (S. 183) für dessen kulturpolitische Aktivitäten gegenüberstellt. Ausgehend von Sauers eigenen akademischen Prägungen und deren „Adaptationen und Umsetzungen“ (S. 199) in seiner universitären Arbeit (inkl. eines hilfreichen Verzeichnisses von Sauers Prager Lehrveranstaltungen), zeichnet Ralf Klausnitzer das Bild eines einflussreichen „Hochschullehrer[s] und Erzieher[s]“ mit einem großen Schülerkreis; hier freilich vermisst man Johannes Urzidil als den wohl am stärksten von Sauer beeinflussten

der großen Prager deutschen Schriftsteller, weit mehr als die von Klausnitzer genannten Rilke und Kafka. Bislang kaum zur Kenntnis genommen wurden Sauers große Verdienste um die bohemistische Forschung, vor allem innerhalb der „komparatistischen Literaturwissenschaft in Böhmen“ (S. 241), denen sich Václav Petrbok gewohnt kenntnisreich widmet, sowohl auf der Grundlage von Sauers eigenen Publikationen als auch anhand von Schriften seiner Schüler.

Es folgen drei Aufsätze, die sich mit Sauers Verhältnis zu klassischen Autoren der deutschsprachigen Literatur beschäftigen: Auch wenn Friedrich Schiller im Werk Sauers nur eine nachgeordnete Rolle spielt, gelingt es Alice Stašková dann doch überzeugend, seine Schiller-Beiträge in den zeitgenössischen wie auch den nachfolgenden Schiller-Diskurs einzuordnen und dabei zugleich das für Sauer Charakteristische und Spezifische wie auch seine kulturpolitischen Interessen als „Prager Österreicher“ (S. 258) herauszuarbeiten. Anders als Schiller war Franz Grillparzer einer der Schwerpunkte von Sauers wissenschaftlicher Tätigkeit, Sigurd Paul Scheichl würdigt die von Sauer initiierte und bis zu seinem Tode herausgegebene große historisch-kritische Grillparzer-Ausgabe als „Sauers opus maximum“ (S. 285), dessen Entstehungsgeschichte, editorische Prinzipien, Vorteile und auch Mängel er gründlich beschreibt.

Sauers im Ergebnis teilweise modern-urbaner Beschäftigung mit Adalbert Stifter widmet sich Karoline Rienecker anhand der Stifter-Ausgabe, die von Sauer nach dem Vorbild der zeitgenössischen Goethe-Philologie projiziert wurde und in der er Stifter nicht nur als Böhmerwaldschriftsteller und „späte[n] Erbe[n]“ der Romantik“ (S. 297), sondern komparatistisch auch in der Nähe zu James Fenimore Cooper gründlich beschreibt. Aus der Fülle seines in jahrzehntelanger Forschung erarbeiteten Wissens fördert Kurt Krolop etliche „[k]eineswegs nur am Rande“ (S. 310) interessante Fundstücke und Details zur positiven Wahrnehmung Sauers, vor allem aber überraschenderweise auch zur zumindest partiell zustimmenden Rezeption des Sauer-Schülers Josef Nadler durch tschechische Fachkollegen zutage. „Völkisch-nationale Weiblichkeitsentwürfe“ analysiert Ruth Whittle in Arbeiten von Sauer und seinem Berliner Fachkollegen Ludwig Geiger, wobei ihr Untersuchungsinteresse darin liegt zu zeigen, wie die beiden Gelehrten unter diesen Prämissen „trotz – oder wegen – ihrer Beschäftigung mit weiblichem Schreiben zu dessen Marginalisierung beigetragen haben“ (S. 319). Josef Körner, den eine Generation jüngerer, ebenfalls in Prag tätigen Fachkollegen, porträtiert Ingeborg Fiala-Fürst, die nicht nur pointiert Körners mährische und jüdische Herkunft sowie seine Forschungsinteressen darstellt, sondern auch die sogenannte „Habitationsaffäre“, d. h. die zunächst abgelehnte und verhinderte Habilitation Körners, bei der Sauer eine maßgebliche und unrühmliche Rolle spielte. Karl Braun schließlich geht dem Begriff „Heimat“ als „Schnittstelle der Vermittlung von Hochkultur und volkstümlichem Substrat“ (S. 367) bei Sauer nach und verdeutlicht, wobei er sich vor allem auf dessen Rektoratsrede „Literatur und Volkskunde“ (1906) stützt, dessen Einfluss auf die Etablierung der Volkskunde als Wissenschaft in Prag sowie auf ihre völkischen und später nationalsozialistischen Prägungen und Tendenzen.

Betrachtet man die Themen der einzelnen Beiträge im Überblick, wird klar erkennbar, dass für sie und vermutlich auch allgemein für die heutige Forschung das

Hauptinteresse auf Sauers Wirken als „Wissenschaftsmanager“ (Klausnitzer, u. a. S.198) und Netzwerker *avant la lettre*, Zeitschriftenherausgeber und Klassiker-Editor sowie Kulturpolitiker liegt, wobei freilich diese Bereiche sich kaum auseinanderdividieren lassen, sondern vielmehr ineinandergreifen. Angesichts der Bedeutung Sauers ist die bisher geringe Beschäftigung sowohl der Fachgeschichte der Germanistik als auch der Bohemistik (im weiteren Sinne, als Forschung zur Geschichte und Kultur der böhmischen Länder verstanden) schwer nachzuvollziehen. Dass der vorliegende Band auch in der Summe seiner Teile nicht an die Stelle des *Desiderats* einer Sauer-Monografie treten kann, was auch der Herausgeber in seinem kurzen Vorwort einräumt, liegt gleichsam ebenso in der Natur der Sache wie auch die Tatsache, dass noch verschiedene Aspekte von Sauers Leben und Wirken in dem Band gar nicht thematisiert werden. So hätte man sich etwa einen eigenen Beitrag zum Fortleben und -wirken der Sauer-Schule im New Yorker Exil, nämlich in Person von Georg(e) Stefansky und Johannes Urzidil, gewünscht, in deren Korrespondenz der gemeinsame akademische Lehrer Erwähnung findet.

Gleichwohl aber enthält der Band mit seinen sechzehn durchweg grundgelehrten und nicht zuletzt auch vielen gut lesbaren Beiträgen neue und wichtige Forschungserträge und rückt Sauer überhaupt im wahrsten Sinne des Wortes massiv (auf rund 400 Seiten) ins Licht der Forschung. Das alleine ist kein kleines Verdienst des Buches, dass es vielfach neue Fragen aufwirft und zu weiteren Forschungen Anregungen liefert, nicht minder. Schließlich sei, da für vergleichbare Werke nicht selbstverständlich, sehr positiv vermerkt, dass das Buch zum Nutzen seiner Leser ein Personen- und ein Ortsregister enthält. Wer zu den Prager Deutschen und den Deutschböhmern sowie zur Kultur- und Wissenschaftspolitik in Prag und den böhmischen Ländern überhaupt während der letzten Dekaden des vorletzten und der ersten des letzten Jahrhunderts forschen möchte, kommt um August Sauer nicht herum, und wer sich inskünftig mit Sauer befassen will, kann den vorliegenden Band als Standard- und Referenzwerk unmöglich außer Acht lassen.

Alles in allem: Für die neue, von Steffen Höhne, Václav Petrbock und Alice Stašková herausgegebene Reihe „Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert“ (Böhlau-Verlag) ist mit dem Band über August Sauer ein verheißungsvoller Anfang gemacht.

Münster

Klaus Johann

Popelka, Petr: Zrod moderního podnikatelstva. Bratři Kleinové a podnikatelé v českých zemích a Rakouském císařství v éře kapitalistické industrializace [Die Geburt des modernen Unternehmertums. Die Gebrüder Klein und andere Unternehmer in den böhmischen Ländern und im Kaiserreich Österreich in der Ära der kapitalistischen Industrialisierung].

Filozofická fakulta Ostravské Univerzity v Ostravě, Ostrava 2011, 332 S., ISBN 978-80-7368-841-7.

Im Vorwort seines Buches konstatiert Petr Popelka, dass die Wirtschaftsgeschichte in der Tschechischen Republik in den letzten Jahrzehnten kein einfaches Dasein fristete, was er vor allem auf politische Gründe zurückführt: Die Unternehmer, die vom kommunistischen Regime besonders stark diffamiert worden seien, hätten

ihren schlechten Ruf auch nach 1989 kaum verbessern können. Während der wilden Privatisierung der neunziger Jahre, für die der Name Václav Klaus stand, sei „Unternehmer“ für viele ein Synonym für „Betrüger“ gewesen. Das ändere sich erst allmählich.

Die Arbeit besteht aus zwei großen Teilen, von denen sich der erste überwiegend auf bereits publizierte Forschungsergebnisse stützt, während der zweite weitgehend auf Archivforschungen des Autors beruht. Im ersten Teil fasst der Autor die Erkenntnisse über die Sozialstruktur des Unternehmertums in den böhmischen Ländern und der Habsburgermonarchie vom Beginn der industriellen Revolution bis 1914 zusammen. Herangezogen hat er dazu österreichische, deutsche und tschechische Arbeiten, darunter auch nicht veröffentlichte (Qualifikations-)Schriften.

Bei der Formulierung seiner Hypothesen und Schlussfolgerungen hatte Popelka mit zwei Problemen grundsätzlicher Art zu kämpfen: Zum einen, und das spricht der Autor selbst wiederholt an, stellt sich die Frage, ob es überhaupt zulässig ist, Unternehmer als soziale Gruppe zu definieren und zu erforschen, schließlich finden sich Unternehmer in allen gesellschaftlichen Schichten. Popelka versucht diesem Problem mit Definitionen des Begriffs Unternehmer zu begegnen: Funktional gesehen handele es sich bei einem Unternehmer um einen wirtschaftlichen Innovator, aus der Perspektive der Position im Betrieb um die Person an der Führung. Das Modell füllt er dann mit dem Vergleich von Angaben zu Unternehmern aus tschechischen und fremdsprachigen Arbeiten, womit er relativ weit kommt, wobei er sich auch der Grenzen einer solchen Verfahrensweise bewusst ist. Meiner Meinung nach hätte er aber noch weitergehende Fragen stellen können, z.B. danach, wie die Autoren der ausgewerteten Arbeiten die Portfolios der Unternehmer zusammensetzten: Welche Kriterien wandten sie für die Unterscheidung von Gewerbetreibenden und Handwerkern an, die aus den Quellen häufig nicht klar hervorgeht? Wie breit war das Material, das zur Verfügung stand – gab es die Möglichkeit, aus einem großen Bestand eine repräsentative Gruppe für ein bestimmtes Gebiet und eine bestimmte Epoche herauszufiltern, oder beschränkte man sich auf die Personen, die in zeitgenössischen biografischen Lexika und anderen Publikationen als Unternehmer aufgeführt wurden? Mit anderen Worten: Der Vergleich der Daten aus verschiedenen Publikationen, denen ähnliche, aber nicht die gleichen Methoden zugrunde liegen, hat bestimmte Grenzen – er ergibt aber dennoch Sinn.

Das zweite grundsätzliche Problem, das Popelka eher implizit thematisiert, ist die Frage der Einbeziehung adeliger Unternehmer. Es liegt eine gewisse Unstimmigkeit darin, dass die meisten Autoren historischer Unternehmeryklopädien nahezu ausschließlich Unternehmer berücksichtigen, die aus einem nichtadligen Umfeld stammen (obgleich viele von ihnen später in den Adelsstand erhoben wurden), während in Studien zur Unternehmensgeschichte die Bedeutung des alten Adels für bestimmte Industriezweige durchaus betont wird. Das hat zwar eine gewisse Logik, steht aber in Konflikt mit der oben angesprochenen Definition des Unternehmertums als einer sozialen Gruppe, die quer durch die ganze Gesellschaft zu finden ist.

Kommen wir jetzt aber auf den ersten Teil des Buches zurück, also zu den grundlegenden sozialen Strukturen des Unternehmertums. Dieser Teil ist in sechs Unter-
teile gegliedert: Der erste gilt der regionalen Herkunft des Unternehmertums (mit

einer guten Zusammenfassung, die die Komplikationen jeder Vergleichsanordnung betont). Im zweiten Abschnitt geht es um die soziale und die berufliche Herkunft von Unternehmern, die Bedeutung von Familie und Familienverhältnissen, die politische und Vereinstätigkeit, öffentliche Anerkennung und Würdigungen wie Orden, Auszeichnungen und die Erhebung in den Adelsstand. Schließlich werden die Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Unternehmerschaft in den böhmischen Ländern und im österreichischen Kaiserreich diskutiert, wobei der Akzent hier eher auf dem Gewerbe liegt. In diesem Teil hat Popelka den vorliegenden Forschungsstand und Möglichkeiten des Vergleichs optimal ausgeschöpft und aus allen zugänglichen Quellen ein übersichtliches System geschaffen. Problematisch ist, dass er die Aktivitäten in der Handels- und Gewerbekammer (HGK) der Vereinstätigkeit zuschlägt, da die Mitgliedschaft in der HGK obligatorisch war, das Engagement in Vereinen selbstredend nicht. Zudem ist die Gleichsetzung der Mitgliedschaft in der HGK und der Mitgliedschaft im Ausschuss der HGK nicht glücklich (S. 94). Bei der Analyse der Vereinstätigkeit und anderer gesellschaftlicher Aktivitäten musste sich Popelka auf die Tätigkeiten beschränken, die in den zeitgenössischen Wörterbüchern vermerkt sind, d. h. auf bedeutende Vereine in größeren Städten.

Beim zweiten Teil des Buches handelt es sich um eine Fallstudie über die bedeutende Familie Klein, die in mehreren Generationen unternehmerisch tätig war. Zu dieser mährischen Unternehmerdynastie ist schon vor einigen Jahren die Arbeit von Mojmir Krejčířik erschienen, die durch Popelkas Ergebnisse hervorragend ergänzt wird.¹ Nachdem Krejčířik die wirtschaftlichen Aktivitäten der ersten Generation dieser Familie und den Übergang zur zweiten Generation minutiös erforscht hat, wobei er sich besonders mit den Familienverhältnissen und dabei in erster Linie mit dem Vater der vier erfolgreichen Brüder Klein befasst hat, widmet sich Popelka vor allem dem raschen sozialen Aufstieg der Familie in der dritten Generation. Zu dieser Zeit gehörten die Kleins bereits zum Hochadel und vollzogen mit dem Engagement als Bauunternehmer und in der neuen Eisenbahnbranche einen kometenhaften Aufstieg, wozu auch das bessere Ausbildungsniveau der zweiten und dritten Generation beitrug.

Anhand von Archivquellen, vor allem der Jahresbilanzen, analysiert Popelka die Wirtschaftsergebnisse der 1853 gegründeten Firma Gebrüder Klein. Besonders interessant ist die Auswertung von Nachlässen, auf deren Grundlage Popelka ein Portfolio der unternehmerischen Aktivitäten von Franz, Hubert und Albert Klein entwirft und einen Einblick in den Lebensstil der Brüder gibt. Weiter geht er auf Wohltätigkeit und gesellschaftliche Anerkennung ein, die sich vor allem in der Erhebung einiger Familienmitglieder in den Adelsstand ausdrückte (überflüssigerweise wird angemerkt, dass es sich um Erbadel handelte – die österreichische Legislative kannte keinen anderen). Abschließend befasst sich Popelka mit einer der Spuren, die die Familie Klein im öffentlichen Raum hinterlassen hat, und zwar mit dem Zöptauer Mausoleum der Familie, das 1887 gebaut wurde und das seit Ende des Zweiten Weltkrieges dem Verfall preisgegeben ist.

¹ *Krejčířik, Mojmir: Kleinové. Historie moravské podnikatelské rodiny [Die Kleins. Geschichte einer mährischen Unternehmerfamilie]. Brno 2009.*

Die beiden Teile des Buches – ein eher theoretisch gehaltener und die dichte Analyse konkreter Beispiele – greifen gut ineinander. Positiv hervorzuheben sind neben dem gelungenem Konzept auch die umfassende Heuristik, das Streben des Autors nach Präzision im Ausdruck und nicht zuletzt die schönen Illustrationen, die dem Buch beigegeben wurden.

Ostrava

Pavel Kladiwa

Velková, Alice: Schuld und Strafe. Von Frauen begangene Morde in den böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, München 2012, 361 S., zahlr. Tabellen und Grafiken (Forum Europäische Geschichte 10), ISBN 978-3-89975-710-1.

Wenn für Deutschland konstatiert wurde, dass die Kriminalitätsgeschichte ein „verspäteter Forschungszeitweig“ (Gerd Schwerhoff) sei, so gilt dies für Tschechien in noch größerem Maße. Zwar sind zahlreiche innovative Abhandlungen zur Frühen Neuzeit erschienen, aber gerade das 19. und 20. Jahrhundert, sonst eine besonders intensiv erforschte Periode, sind in diesem Zusammenhang deutlich unterbelichtet. Auffallend ist, dass die Lücke allmählich durch einige Studien mit Gender-Perspektive gefüllt wird, etwa zu den Themen Prostitution oder Mädchenhandel. Alice Velková liefert ebenfalls einen Beitrag unter diesem Vorzeichen, nämlich eine Untersuchung über von Frauen begangene Morde in den böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei weisen ihre Ergebnisse weit über das eigentliche Thema hinaus, denn sie bietet einen bisher einzigartigen Gesamteinblick in den Umgang mit Verbrechen und Strafe für diesen Zeitraum in Böhmen.

Am Anfang stehen grundlegende Informationen zum Komplex Verbrechen und Strafe in der Habsburgermonarchie. Sie führen ein in die Gerichts- und Strafprozessorganisation, die Kodifizierung des Strafrechts, die statistisch erfasste Kriminalität in der Monarchie im Allgemeinen und in den böhmischen Ländern im Besonderen sowie in das für die konzeptionelle Anlage der Studie wichtige Thema Todesstrafe. So bietet dieser mit knapp 100 Seiten großzügig ausgefallene Teil nicht nur Orientierung für die sonst nicht mit diesen Themen befassten Leser, sondern die Autorin bettet ihren Untersuchungsgegenstand auch in den größeren Kontext der Rechts- und Kriminalitätsentwicklung in der Habsburgermonarchie ein.

Die böhmischen Länder waren hier zumindest auf den ersten Blick in kriminalstatistischer Hinsicht kein „heißes Pflaster“, nimmt man alle Verbrechen und Vergehen zusammen. Vor allem Mähren und Schlesien zeichneten zwar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hohe Diebstahlquoten aus, besonders selten wurde aber in den böhmischen Ländern Körperverletzung (einer der niedrigsten Werte für Cisleithanien) und die damals wie heute ohnehin seltene Straftat Mord verzeichnet. Die Todesstrafe war für wenige Taten – vor allem Mord – vorgesehen. Obwohl sie erst im 20. Jahrhundert abgeschafft wurde, zeichnete die Praxis diesen Schritt viele Jahrzehnte lang vor: Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden zum einen immer weniger Menschen zum Tode verurteilt, zum anderen solche Urteile immer seltener vollstreckt. Damit spiegelte das Handeln der Juristen und der staatlichen Stellen den gesellschaftlichen Wandel wider, da die Todesstrafe seit der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts kaum noch als sinnvolles und moralisch vertretbares Mittel zur Ahndung von Verbrechen erachtet wurde. Letzte Instanz der Begnadigungspraxis war der Kaiser – und genau dies liefert die Quellenbasis für die Studie, denn um belastbares Material für ihre Untersuchung der von Frauen begangenen Morde zu erhalten, stützt sich Velková auf die Gnadengesuche aus den böhmischen Ländern.

Wie Velková zeigt, waren Frauen als Täterinnen sowohl in Cisleithanien als auch in den böhmischen Ländern unterrepräsentiert. Für das Jahr 1881 weist sie aus, dass circa ein Fünftel der für ein Verbrechen Verurteilten weiblichen Geschlechts war. Von den Straftaten untersucht sie dann ausschließlich mit der Todesstrafe zu ahnende Delikte: Morde an Verwandten, genauer an älteren leiblichen Kindern und an Ehepartnern. Diese Taten wurden laut Kriminalstatistik überproportional häufig von Frauen begangen. Velková interessiert sich bezüglich dieser Tatbestände vor allem für die Motive der Täterinnen und für den Wandel der gesellschaftlichen Sicht auf diese Verbrechen. Bekanntlich hatte die Modernisierung den Wandel von Strafe als Rache bzw. Repression hin zu einer erzieherischen Maßnahme mit dem Ziel der „Besserung“ und gesellschaftlichen Reintegration der Täter/innen zur Folge. Damit verbunden wurden die individuellen Tatmotive bei der Urteilsfindung stärker berücksichtigt. So war (und ist natürlich auch heute) die Schwere der Bestrafung von sich wandelnden gesellschaftlichen Sichtweisen abhängig und somit variabel: Ende des 19. Jahrhunderts zog der Mord an älteren Kindern zwar automatisch die Todesstrafe nach sich, diese wurde aber aus den oben genannten Gründen in den untersuchten Fällen nie vollstreckt, sondern durch Substitutionsstrafen ersetzt. Und auch diese konnten bei Berücksichtigung straferschwerender oder strafmildernder Umstände mit der Zeit höher oder niedriger ausfallen.

All dies zeichnet Velková eindrucksvoll am Beispiel der böhmischen Länder nach. Mit Hilfe der überlieferten Prozessakten kann sie anhand von Urteilen, Zeugenaussagen und anderen Gerichtsdokumenten Einblick in die sozialen und mentalen Verhältnisse der meist armen und jungen Täterinnen bieten. Dabei werden auch der gesellschaftliche Umgang mit Themen wie dem außerehelichen Geschlechtsverkehr, dem hohen Stellenwert von Familienbindungen für notleidende Frauen und die – zumindest in den geschilderten Fällen – begrenzte Hilfe kirchlicher und staatlicher Institutionen deutlich. Immer bezieht die Autorin die Umstände und die in den Gerichtsakten dokumentierten Reflektionen der Täterinnen ein.

Die genderspezifische Ursache der meisten Morde an Kindern (als „typisches „Frauenverbrechen“, S. 199) war die begründete Furcht vor sozialer Ausgrenzung und wirtschaftlicher Not: Frauen drohte schließlich besonders bei unehelichen Kindern eine folgenschwere soziale Deklassierung, da sie – wenn der Vater sich nicht zu dem Kind bekannte und/oder es nicht versorgen konnte bzw. wollte – als Alleinerziehende kaum noch eine Arbeit finden konnten. In der Gnadenpraxis spiegeln sich diese gesellschaftlichen Hintergründe in Form von mildernden Umständen bei der Festlegung der Substitutionsstrafen wider: Die Täterinnen aus Not konnten mit Milde rechnen, diejenigen, die ihr Kind aus Hass oder anderen Beweggründen umgebracht hatten, wurden deutlich härter bestraft.

Im Gegensatz zum Kindsmord bietet sich bei den ebenfalls untersuchten Gattenmorden eine gute Vergleichsmöglichkeit für genderspezifische Eigenheiten an, da

Männer zwar seltener Kinder, aber zuweilen auch Ehefrauen (wenn auch in geringem Maße als Frauen ihre Ehemänner) töteten. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei den Motiven, bei der Art der Tötung und beim Strafmaß können hier also einfacher herausgearbeitet werden. Da Frauen im Gegensatz zu Männern in den meisten Fällen wegen Mordes an Verwandten verurteilt wurden, also zum Beispiel Raub selten ein Grund für die Tötung war, ist bereits hierin eine genderspezifische Motivlage zu sehen. Der Gattenmord war laut Velková in den meisten der untersuchten Fälle auf „Untreue der Täterin“ mit 38,1 Prozent der untersuchten Fälle und sonstige „Differenzen“ mit 28 Prozent (bei Männern war dies mit 70 Prozent das häufigste Tatmotiv) zurückzuführen, ferner auf „Geld“ sowie „Schläge und schlechte Behandlung“ mit je 19 Prozent – „sexuelle Unstimmigkeiten“ waren mit 4,8 Prozent recht bedeutungslos (S. 209).

Eine unterschiedliche Bestrafung von Frauen und Männern wegen Gattenmords kann die Verfasserin nicht feststellen. Zwar sei eine breitere Palette von mildernden Umständen bei Frauen vorhanden gewesen und sei Untreue bei Frauen als verwerflicher bewertet worden als bei Männern, aber unterschiedliche Strafmaße bei Männern und Frauen bei denselben Delikten scheint dies nicht zur Folge gehabt zu haben. Eher waren die Deliktarten an sich genderspezifisch, etwa bei der Ermordung eines Ehepartners: So waren bei Männern häufiger „spontane“ Morde im Gegensatz zu den bei Frauen aufgrund mangelnder körperlicher Kraft stark vertretenen geplanten Morden festzustellen. Dies hatte niedrigere Strafen für Männer wegen „gemeinen Mordes“ und höhere Strafen für Frauen wegen „Meuchelmordes“ zur Folge. Hier ist allerdings zu bedenken, dass Männer zu ihrer Verteidigung möglicherweise einfach eine im Affekt begangene Handlung behauptet haben könnten, was freilich schwer nachzuweisen ist.

Die detaillierten und oft eindrucksvollen Beschreibungen der einzelnen Verfahren vermitteln einen hervorragenden Eindruck von der Gerichtspraxis in den böhmischen Ländern, von der Gnadenpraxis in Cisleithanien und vom Leben der ärmeren Schichten (hier natürlich vor allem der Frauen) der böhmischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Wünschenswert wären an einigen Stellen eine eingehendere quellenkritische Problematisierung der Materialbasis (Kriminalstatistiken, Gerichtsquellen) und zusätzliche Vergleiche mit anderen Staaten bzw. Regionen außerhalb Cisleithaniens gewesen. Diese Überlegungen fallen aber angesichts der genannten wertvollen Ergebnisse der Untersuchung, die für die Kriminalitätsgeschichte der böhmischen Länder des 19. Jahrhunderts als eine Pionierstudie gelten darf, kaum ins Gewicht.

Kubů, Eduard/Lorenz, Torsten/Müller, Uwe/Šouša, Jiří (Hgg.): Agrarismus und Agrarreliten in Ostmitteleuropa.

Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2013, 686 S., ISBN 978-3-8305-1939-3.

Zum Agrarismus ist in den letzten 10 Jahren insbesondere in Tschechien und Deutschland sehr intensiv geforscht und publiziert worden.¹ Der Kenntnisstand zum ostmitteleuropäischen Agrarismus als Ideologie und politisches Programm, in seinen institutionalisierten Formen in verschiedenen Landwirtschaftsvereinen und -verbänden sowie nicht zuletzt in Genossenschaften ist beträchtlich angewachsen. Dennoch stellt der vorliegende Band in mehrfacher Hinsicht einen Meilenstein der Agrarismusforschung dar. Schon der schiere Umfang des Sammelbandes, der 17 Einzelstudien und einen einleitenden Beitrag vereint, ist mit knapp 700 Seiten beeindruckend. Zur erfreulichen Kohärenz des Bandes trägt wesentlich die Fokussierung auf Akteure, auf die Agrarreliten bei, wobei dieser Ausrichtung mit einem sorgfältigen Personenregister sowie mit einer Vielzahl prosopographischer Daten in den einzelnen Texten Rechnung getragen wird. Als Alleinstellungsmerkmal des Bandes auf dem Feld kann zweifellos die rund hundertseitige einleitende Studie der vier Herausgeber eingeschätzt werden, die einen souveränen Überblick über den Forschungsstand bietet, weiterhin mit einer umsichtigen Diskussion der wichtigsten Dimensionen des Agrarismus samt seiner Historisierung aufwartet und schließlich die Thesen des Bandes sowie weitergehende vergleichende und transnationale Forschungsperspektiven aufzeigt.

Die Herausgeber und die Beitragenden wollen den Agrarismus auf derselben Stufe analysiert sehen wie die großen politisch-ideologischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts, namentlich Liberalismus, Konservatismus, Sozialismus sowie Kommunismus und Faschismus. Auch wenn das Gedankengebäude des Agrarismus nicht so geschlossen war wie dasjenige etwa des Marxismus, ist dieser Perspektive aus zwei Gründen zuzustimmen: Die Vorstellungen der Agraristen, aber noch mehr die davon geleiteten Vereine, Parteien und Genossenschaften trugen maßgeblich zur Mobilisierung und gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Integration der ländlichen Bevölkerung bei. Weiterhin erlangten agraristisch ausgerichtete Parteien in der Zwischenkriegszeit in mehreren Ländern Ostmittel- und Südosteuropas eine eminent wichtige Stellung im politischen Spektrum. Als umfassende Arbeitsdefinition bieten die Herausgeber folgendes an:

Dabei handelt es sich um eine maßgeblich von der Landbevölkerung getragene und die Interessen der in der Landwirtschaft Beschäftigten vertretende politische Bewegung, die mit einer Ideologie verbunden ist, welche sich an den imaginierten Werten der bäuerlichen Familienwirtschaft und der Dorfgemeinschaft orientiert und diese als Ideal für die gesamte Gesellschaft betrachtet. (S. 16)

¹ An dieser Stelle seien nur zwei Beispiele angeführt. Hinweise auf die reiche tschechische Forschung finden sich im vorliegenden Band. *Schultz, Helga/Harre, Angela (Hgg.): Bauerngesellschaften auf dem Weg in die Moderne: Agrarismus in Ostmitteleuropa 1880 bis 1960.* Wiesbaden 2010. – *Müller, Dietmar/Harre, Angela (Hgg.): Transforming Rural Societies: Agrarian Property and Agrarianism in East Central Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries.* Innsbruck u. a. 2011.

In Mikro- und Familienstudien zu Böhmen und Österreichisch-Schlesien im 19. Jahrhundert (Kap. II) arbeiten Jiří Štaif, Hana Šústková und Aleš Zářický sowie Pawel Kladiwa heraus, dass die Formierung bäuerlicher Agrarreliten ein Prozess war, der von Agrarkonjunkturen und politischen Ereignissen ebenso bestimmt wurde wie von Strategien schichtenspezifischer sozialer Aufwärtsmobilität. In diesen cisleithanischen Regionen des Habsburgerreiches begannen sich die neuen Agrarreliten aus großbäuerlichen sowie unternehmerisch gesinnten bürgerlichen Kreisen zu bilden. Die agraristische Ideologie entstand aber – wie Roman Holec in Kap. III zu intellektuellen und politischen Eliten darlegt – nicht in dieser ersten Generation von Agrarreliten, sondern im Wesentlichen in der zweiten Generation derjenigen, die oft den elterlichen Bauernhof verließen und hauptamtlich in Genossenschaften arbeiteten oder Politiker wurden.

Ana Gogîltan greift in ihrem Text zur Repräsentation des ländlichen Lebens in der rumänischen Kunst einen Topos der Agrarismusforschung auf, der auch in der einleitenden Studie sowie in vielen weiteren Beiträgen behandelt wird, namentlich die Beziehung zwischen Agrarismus und Nation(albewegung). Wo sich ethnische Verhältnisse und soziale Schichtungen derart überlagerten, dass die wirtschaftlich-soziale Emanzipation der Bauern als Beginn einer nationalen Wiedergeburt gedeutet werden konnte, genoss die agraristische These vom Bauerntum als Kern und gesellschaftliches Leitbild der Nation besondere Glaubwürdigkeit. In dieser Argumentationsfigur sind Ansätze verschiedener politischer Tendenzen wie Antisemitismus sowie Industrie- und Stadtfeindschaft enthalten, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten in mehreren nationalen Agrarismen zum Tragen kamen. In seinem Beitrag zur slowenischen Genossenschaftsbewegung entwickelt Žarko Lazarević ein Stufenmodell bezüglich des Arguments des Bauerntums als Hort der Nation, indem er darauf hinweist, dass die Genossenschaften so lange populär waren, wie sie gegen die österreichische Dominanz gerichtet waren, aber an Überzeugungskraft signifikant verloren, als auch der slowenische Handel durch ein flächendeckendes Netz an Genossenschaften Einbußen zu erleiden hatte.

Den Genossenschaften als Nukleus agrarischer Wirtschaftseliten (Kap. IV) widmen sich neben Lazarević auch András Vári für Ungarn, Torsten Lorenz für Polen sowie Ivan Jakubec für Tschechien bzw. die Tschechoslowakei. Mit dem Zentralverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Prag analysiert Jakubec ebenso wie Lorenz anhand einer Sitzung in Warschau 1919, auf der der Entwurf für ein polnisches Genossenschaftsgesetz beraten wurde, die Genese der genossenschaftlichen Elite. In einem prosopographischen Zugriff bestätigen und nuancieren sie die These von der großen Rolle, die Pfarrer und Lehrer bei der Gründung von Genossenschaften spielten. Darauf folgte aber die Integration von (groß)bäuerlichen Schichten in der Phase des Auf- und Ausbaus, und spätestens mit der Notwendigkeit einer geprüften Buchführung und dem Zusammenschluss der Genossenschaften zu Revisionsverbänden ist auch ein signifikanter Professionalisierungsschub zu verzeichnen.

Die Rolle des Staates dabei ist ein weiteres durchgehendes Thema des gesamten Bandes und kann am Beispiel der polnischen Teilungsgebiete exemplarisch erfasst werden. Das Verhältnis der Genossenschaften zum Staat war in Galizien am positiv-

sten, denn dort lieferte letzterer schon in den 1860er Jahren eine gesetzliche Grundlage für die Genossenschaften, die unter anderem eine sehr weitgehende Selbstverwaltung auch auf ethnischer Grundlage ermöglichte. Ähnlich früh wie in Österreich-Ungarn wurden die institutionellen Rahmenbedingungen im preußischen Teilungsgebiet zur Verfügung gestellt, allerdings griff der kolonisierende Staat seit den 1890er Jahren stark in die Belange der polnischen Genossenschaften ein. Im russischen Teilungsgebiet konnten die Genossenschaften sich erst seit Mitte der 1890er Jahre bei den Behörden anmelden, und dementsprechend gering waren dort die Erwartungen an den Staat.

Einen besonderen Fall stellt im ostmitteleuropäischen Kontext Ungarn dar. Für die Zwischenkriegszeit fällt auf, dass dort die Agrarreform sehr bescheiden ausfiel und dass die zunächst bei Wahlen erfolgreiche Kleinlandwirtpartei schon bald von konservativen Kreisen absorbiert wurde. Zsombor Bódy belegt diesen relativ geringen Einfluss bäuerlicher Kreise durch eine prosopographische Analyse der Parlamentsangehörigen der Kleinlandwirtpartei sowie der Mitglieder von Landwirtschaftskammern. Die interessantesten Passagen von András Váris Studie zu „Ländliche(n) Genossenschaften in der Habsburgermonarchie zwischen lokaler Eigeninitiative und Mitwirkung der Elite“ finden sich in seiner Auseinandersetzung insbesondere mit der slowakischen Historiografie bezüglich der Rolle des Staates. Dort, wie übrigens auch in Rumänien und Serbien, wird die Budapester Landwirtschafts- und Genossenschaftspolitik vornehmlich als Vehikel des nationalisierenden Staates sowie als Politikelement der wirtschaftlichen Ausbeutung dargestellt. Vári verweist dagegen auf die Freiheit der Genossenschaften, ihre Geschäftssprache selbst zu wählen, sowie auf die Tatsache, dass die Kreditgenossenschaften in Transleithanien als Kanäle fungierten, mehr Finanzmittel in die Peripherie zu leiten, als dort selbst generiert wurden. Diese Gedankenfigur ist inspirierend für weitere Forschungen. So kann man die starke Präsenz der Gentry im ungarischen Genossenschaftswesen auch als Indiz dafür werten, dass Genossenschaften nicht nur für Bauern ein Medium der Verbürgerlichung waren, sondern auch für den ländlichen Kleinadel.

Die Beiträge in Kapitel V über den tschechischen/tschechoslowakischen und deutschen Agrarismus zeigen eindrucksvoll, dass ersterer der politisch wirkungsmächtigste und folgerichtig der am intensivsten erforschte Agrarismus in Europa ist. Vlastislav Lacina und Josef Harna legen einen dichten Überblick über den tschechischen und slowakischen politischen Agrarismus sowie seine Hauptakteure (1899-1938), insbesondere Antonín Švehla und Milan Hodža, vor. Dies wird ergänzt um Drahomír Jančíks Analyse des gescheiterten Versuchs von Milan Hodža, die außen- und wirtschaftspolitische Stellung der Tschechoslowakei maßgeblich durch ein Bündnis ostmittel- und südosteuropäischer Staaten auf gemeinsamer agraristischer Grundlage zu stärken. Eine außenpolitische Perspektive nehmen auch Eduard Kubů und Jiří Šouša bei ihrer Untersuchung des so kurzlebigen wie wenig bekannten Versuchs deutsch-böhmischer Agrarkreise ein, ihre landwirtschaftlichen und ethnischen Interessen in einer sogenannten „Germanischen Grünen Internationalen“ zu organisieren. Neben diesen transnationalen Ansätzen zeigt Uwe Müller, wie eine Analyse des deutschen Agrarismus in der Zeit des Kaiserreichs durch einen Ver-

gleich mit den ostmitteleuropäischen Agrarbewegungen neue Impulse erhalten kann. Er verweist insbesondere auf die enge ideologische Verbindung zwischen Nationalismus und Antisemitismus sowohl des ostmitteleuropäischen als auch des deutschen Agrarismus. Ebenso sind mitunter auch in Südosteuropa sowie im „Dritten Reich“ gelungene Bestrebungen zu nennen, ein Agrarrecht zu schaffen, in dem Eigentum an Grund und Boden ethnationally und kollektivistisch, also außerhalb der bürgerlich-liberalen Grundordnung definiert und behandelt wurde.

Im abschließenden Kapitel VI wird der Elitenwechsel unter autoritären Regimen behandelt. Dabei werden in den Texten von Barbara Štolleová und von Jana Burešová die Grenzen eines auf die Akteure fokussierten Ansatzes deutlich, wenn nämlich die Erfassung der Karrierewege der Manager-Elite in der Landwirtschaft des Protektorats Böhmen und Mähren durch Štolleová keine erkennbare Verbindung zu dem Befund des Scheiterns einer nationalsozialistischen Ausbeutungsstrategie hat. Die wichtigste Erkenntnis in Burešová's Beitrag zu „The Collectivization of Agriculture in Czechoslovakia“, dass die tschechoslowakischen Kommunisten erst aus Furcht, mit den jugoslawischen Abweichlern während des Tito-Stalin Bruchs 1948 identifiziert zu werden, das sowjetische Muster der Kollektivierung anwandten, kommt ebenfalls ohne aktorsfokussierten Ansatz aus. Nigel Swain dagegen gelangt in seinem Aufsatz zu „Co-operative Elites in Hungary after 1945“ im Dialog mit der schon seit den achtziger Jahren intensiv zum ländlichen Raum arbeitenden ungarischen Soziologie zu dem Ergebnis, dass eine neue Generation von Managern, die in den siebziger Jahren Führungspositionen in den Genossenschaften übernahmen, zu wesentlichen Teilen aus dem ungarischen Mittelbauernstum stammten. Diese partielle Elitenkontinuität fand auch nach 1989 ihre Fortsetzung, sind es doch diese ehemaligen Manager von Kollektivbetrieben, die nun erfolgreich am Markt wirtschaften.

Die Lektüre dieses Bandes, insbesondere seiner einleitenden Studie, wird für weitere Forschungen zum (ost)mitteleuropäischen Agrarismus unerlässlich sein. Der gegenwärtige Forschungsstand zum Agrarismus weist in zwei mögliche Richtungen: zum einen vergleichende und transnationale Forschungsperspektiven insbesondere zu Süd- und Südosteuropa und zum anderen eine handbuchartige Gesamtdarstellung des Agrarismus in Europa.

Leipzig

Dietmar Müller

Becher, Peter/Höhne, Steffen/Nekula, Marek (Hgg.): Kafka und Prag. Literatur-, kultur-, sozial- und sprachhistorische Kontexte.

Böhlau-Verlag, Köln, Weimar, Wien 2012, 363 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 3), ISBN 978-3-412-20777-9.

Der dritte Band der Reihe „Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert“, die bei Böhlau von Steffen Höhne, Václav Petrbock und Alice Stašková betreut wird, versammelt Beiträge zu einer Tagung, die anlässlich des 80. Geburtstags von Kurt Krolop im Mai 2010 in Prag stattfand, und stellt zugleich eine Festschrift für diesen bedeutenden Prager Germanisten dar. Zeichnet sich bereits das Festschrift-Genre generell durch Heterogenität aus, so lassen der Titel und Untertitel des vorliegenden

Bandes zusätzlichen Spielraum, um Beiträge unterschiedlichster Ausrichtung zu versammeln, die bisweilen auch weit auseinandergehen, was den Grad der Vertiefung in das jeweils gewählte Thema angeht.

Freilich wird so eine – wenn auch gezwungenermaßen selektive – Bestandsaufnahme der vielfältigen Forschungen möglich, die sich aufdrängen oder anbieten, wenn man sich bei der Beschäftigung mit Kafka darum bemüht, jenes raumzeitliche Koordinatensystem zu berücksichtigen, das sich verkürzend mit „Prag“ bezeichnen lässt. Dabei entsteht der angenehme Eindruck, dass die verschiedenen Zugangsweisen zu Kafkas Werk im Spannungsfeld von historisierend-lokalisierender Kontextualisierung und auf das „Allgemeine“ abzielender, das Singuläre des Orts und der Zeit oft hinter sich lassender interpretierender Lektüre sich längst nicht mehr so pointiert als Gegensätze gegenüberstehen, wie dies Manfred Weinberg in seiner Relektüre von Kafkas „Stadtwappen“ vor dem Hintergrund von Libuše Moníková's „Pavane für eine verstorbene Infantin“ darstellt.

Die ganze erste Sektion ist den „intellektuellen und kulturpolitischen Kontexte[n]“ (S. 9) gewidmet; hier bietet Václav Petrbock das vermutlich erste deutschsprachige Portrait des Übersetzers und Schulpolitikers Adolf Wenzig, der der Generation Kafkas und Brods erst die schulische Auseinandersetzung mit der tschechischen Literatur ermöglichte. Im Weiteren beschäftigen sich Steffen Höhne mit „neobohemistischen“ Tendenzen bei Sauer, Spina, Brod und Urzidil, Ludger Udolph mit Paul/Pavel Eisners berühmtem Milenky-Essay und Jörg Krappmann mit Max Steiner.

Unter dem Titel „Franz Kafkas Lebenswelten“ vereinigt ein zweiter Abschnitt Studien zu Kafkas „biographischen und beruflichen Kontexte[n]“ (S. 9). Carsten Schmidt skizziert auf der Basis seiner Dissertation über Felix Weltsch (2008) ein Portrait dieses „Ur-Pragers“ (S. 97), Karl Braun geht zeitgenössischen Diskurslinien im Brief an den Vater nach, Josef Čermák rekonstruiert aufgrund der Korrespondenz mit Robert Klopstock einige Momente aus den letzten Lebenstagen Kafkas, leider ohne dabei Bezug auf Reiner Stachs detaillierte Darstellung von 2008 zu nehmen. Hervorzuheben sind hier Kateřina Čapková's erhellende Studie über die Möglichkeiten einer Relektüre einiger Kafka-Texte vor dem Hintergrund eines neuen, differenzierteren Verständnisses der Positionen des Prager Kulturzionismus sowie zwei Arbeiten über Kafkas berufliches Umfeld, die direkt und indirekt Bezug auf die jüngere Diskussion über Kafkas amtliche Schriften nehmen: Christoph Boyers entmythologisierenden Ausführungen über die komplexe, aber letztlich so gar nicht „kafkaeske“ Welt der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt würde man gerne länger folgen, und der vorzügliche Überblick von Kaspar Krolop über die juristische Bildung der Zeit Kafkas ist für jeden Kafkologen eine ebenso fundierte wie geistreiche Horizonterweiterung. Die Sektion wird durch Studien der Sprachverwendung in der beruflichen (Simona Švingrová) und schulischen (Ingrid Stöhr) Umgebung Kafkas beschlossen.

Der letzte Teil widmet sich schließlich vorwiegend Relektüren von Kafkas Texten auf der Grundlage einer kontextuellen (Neu-)Verortung im zeitgenössischen, zentral-europäischen Prag. Boris Blahak spürt mit der Figur des „Seismographen“ den Resonanzen zeitgenössischer Politik in Kafkas Werk nach, Klaus Schenk dem Nexus

von Fremdheitserfahrung und Fremdwahrnehmung im „Verschollenen“ und im „Schloß“, Hans-Gerd Koch rekonstruiert Aspekte der Raum-Zeit-Erfahrung in den „Tagebüchern“ und dem Nachlass, wobei er mögliche Parallelen und zeitgenössische Einflüsse mit dem behutsam differenzierenden Gestus des erfahrenen Editors aufzeigt und zugleich zur Disposition stellt. Aus einer philosophischen Perspektive beschäftigt sich der Beitrag Volker Rühles mit dem Thema der Zeiterfahrung, Hans Kruschwitz gibt anhand einer auf die Sprachkritik gerichteten Relektüre des „Berichts über eine Akademie“ einen Einblick in seine Dissertation (2012) über das Spannungsfeld von Ökonomie und Moral bei Kafka, zum Schluss zieht Hans Dieter Zimmermann noch einmal die vieldiskutierte Parallele zwischen Kafka und Richard Weiner.

Beschlossen wird der Band von einer Bibliografie der Werke Kurt Krolops aus den Jahren von 2000 bis 2011.

In ihrer ganzen Unterschiedlichkeit verweisen alle Beiträge direkt und indirekt auf das, was Kurt Krolop wie kein zweiter geleistet hat: Seine Pionierarbeiten bei der unermüdlichen Erschließung und Vermittlung von „Kontexten“ – im weitesten Sinn und jenseits modischer Aufladungen des Begriffs – trugen und tragen auf vielfache Weise zu einem besseren Verständnis des Forschungsgegenstands bei, ob es sich dabei nun um Kafka oder um seine Prager Zeitgenossen handelt. Dass Kurt Krolop in einer Reihe mit dem Titel „Intellektuelles Prag“ geehrt wird, ist deshalb treffend.

Basel/Zürich

Georg Escher

Höhne, Steffen/Johann, Klaus/Němec Mirek (Hgg.): Johannes Urzidil (1896-1970). Ein „hinternationaler“ Schriftsteller zwischen Böhmen und New York.

Böhlau-Verlag, Köln, Weimar, Wien 2013, 597 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 4), ISBN 978-3-412-20917-9.

In der Welt der Astronomen gelten sie als vorhanden, doch zumeist unsichtbar: die Asteroiden, kreisend zwischen Mars und Jupiter, also zwischen Krieg und Macht. Einer von ihnen heißt seit 1999 – als die „Goethestadt“ Weimar Europas Kulturhauptstadt war – „70679 Urzidil“. So getauft haben den Materieklumpen die tschechischen Astronomen Jana Tichá und Miloš Tichý. Für den Namensgeber gilt fast das Gleiche wie für das astronomische Objekt. Zwar vorhanden im Kosmos der Spezialisten, der Germanisten und Bohemisten, ist der deutschböhmische Intellektuelle, Schriftsteller, Publizist und bilinguale *homme de lettres* Johannes Urzidil den meisten unserer Zeitgenossen aber unbekannt – allerdings gilt dies wohl mehr für das kulturelle Gedächtnis der neuen Bundesrepublik als für das der tschechischen Nachbarn (oder der Italiener und Franzosen), die den 1896 in der Prager Neustadt geboren und 1970 in der Altstadt Roms verstorbenen Autor nie so ganz vergessen haben.

Nachdem Klaus Johann und Vera Schneider im „Kulturforum östliches Europa“ bereits 2010 ein Lesebuch über den Mitteleuropäer Urzidil veröffentlicht hatten,¹ ist nun in der Reihe „Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert“ der anzuzeigen-

¹ HinterNational. Johannes Urzidil. Ein Lesebuch. Berlin 2010.

de Band erschienen, ein umfassender, den aktuellen Stand der Forschung repräsentierender Wiederentdeckungsversuch. Das von Steffen Höhne, Klaus Johann und Mirek Němec konzipierte, betreute und herausgegebene Buch reiht sich ein in die Anstrengungen Höhnes und jeweils anderer Mitherausgeber, eine intellektuelle Kulturszene mit ihren Protagonisten und deren Texten, Netzwerken und Schicksalen sichtbar zu machen, die einst mitten in Europa ihre reale wie geistige Heimat besessen hat.

Ähnlich wie „Weimar“, „Heidelberg“, „Frankfurt“, „Paris“ oder „New York“ ist ja auch „Prag“ nicht nur ein Städtenamen, sondern eine Chiffre für politische, soziale und kulturelle Konstellationen, die vor 1945 zum selbstverständlichen Besitz europäisch orientierter Geister gehört haben. Dabei war diese ideelle Habe nie unumstritten – im Gegenteil; sie entstand oftmals erst im „Kampf der Kulturen“ einer multikulturellen, transnationalen Republik der Geister. Folglich trägt dieses „Prag“ alle Traumata und Beschädigungen mit sich, die Europäer ihrem Europa zwischen dessen „Urkatastrophe“ 1914 und seiner zögerlichen Renaissance 1989 zugefügt haben. Aber sichtbar wird in der Erinnerung an Urzidils „verlorene Geliebte“ an der Moldau auch die Schönheit einer interethnisch, transnational geprägten Stadtkultur, deren vergangener Glanz auch uns ernüchterte EUROpäer noch zu fesseln vermag.

Daher ist der Band auch kein Repertorium abgelegener Text(fragment)e, das allein Spezialisten zu nutzen wüssten, sondern ein in jeder Hinsicht gewichtiger Beitrag zur kulturellen Selbstbesinnung eines Kontinents, der angesichts aktueller Problemlagen den Blick des Betrachters auf Gemeinsamkeiten der Völker, Staaten und Kulturen lenkt, die über eine Währungsgemeinschaft weit hinausgehen. Chancen und Aporien europäischer Kultur werden sichtbar – wobei das einst Gelungene uns ebenso faszinieren darf, wie uns das Scheitern mancher Visionen Urzidils und anderer Intellektueller daran erinnern mag, wie brüchig das ist, was wir Kultur nennen, und wie wenig man sich auf die eigene moralische Substanz von Fall zu Fall verlassen darf. Gefährdung und Gefährlichkeit des Denkens und Schreibens sind in dem hier entfalteten Panorama mithin ständig präsent – ohne dass wir zur naiven Einsicht verführt würden, dass von Urzidil zu lernen künftig siegen heißen könnte.

In den 31 Beiträgen (von 33 Autoren) des Sammelbandes, die hier verständlicherweise nicht einzeln aufgeführt werden können, gewinnt ein Schriftsteller Kontur, dessen Leben sich im „Zeitalter der Extreme“ zu orientieren versuchte. Das „geistige Profil“ Urzidils wird beleuchtet, der „Lyriker und Übersetzer im Umfeld des Prager Kreises“ gewürdigt, der „politische Publizist“ dem Vergessen entrissen, wobei in diesem dritten Schwerpunkt des Bandes keine politische Ambivalenz des „Hinternationalisten“ Urzidil verschwiegen wird. Als „Kunsthistoriker, -historiker und -sammler“ lernen wir den Prager Autor kennen, der als „Literaturhistoriker und Publizist“ zeitlebens hoch aktiv war. Urzidil entkam dem machtpolitischen Zugriff des Nationalsozialismus auf sein Land und seine Person. Freunde, Weggefährten und Mäzene sorgten dafür, dass er ins Exil gehen konnte (musste!) und dort nicht unterging. Geistig zwischen „Böhmen und New York“ verortet, blieb Urzidil eine europäische Stimme auch in Zeiten des Kalten Krieges. Seine kulturhistorisch-archäologische Arbeit am kulturellen Erbe des „alten Europa“ (Helene von Nostitz),

jener „Welt von Gestern“, versuchte, eine vermittelnde Position zwischen den Nationen, ihren Bürgern und Kulturen im Zeitalter der Blockkonfrontation aufrecht zu erhalten. Damit blieb Urzidil sich treu, ohne seine Vorkriegspositionen (und einzelne seiner Irrtümer) schlicht zu reproduzieren.

Für Urzidil, der für sich und seine deutschen Landsleute den Terminus „Sudetendeutsche“ – mit wenigen Ausnahmen – strikt vermied und stattdessen von „Deutschböhmen“ sprach, war der Frankfurter und Weimarer Weltbürger Goethe zeitlebens ein faszinierender Gegenstand, der Spiegel, uneinholbare Maßstab und Ansporn zugleich für die eigene geistig-künstlerische Existenz. Dass das gewichtige Werk „Goethe in Böhmen“ – erschienen erstmals im Goethe-Jahr 1932, das auch zum Hitler-Jahr wurde – 30 Jahre später eine wesentliche Erweiterung und teilweise Neuaufarbeitung erfahren hat, zeigt den Willen Urzidils zur ständigen Überprüfung eigener Positionen ebenso wie die letztlich unangefochtene Gültigkeit der intellektuellen Vater- besser wohl: Vorbildfigur Goethe. Die Wege des „deutschen Klassikers“ durch Böhmen spiegeln in der Aneignung durch den Chronisten Urzidil dessen eigene Suche nach einem Ort zwischen deutscher, tschechischer und europäischer Kultur symbolisch wider – wobei die „hinternationale“ Option nicht immer durchgehalten wurde.

Goethe war für Urzidil eine Brückenfigur in mehrfacher Hinsicht. Leben und Werk des in Böhmen reisenden, denkenden und kurenden Olympiers ermöglichten seinem modernen Bewunderer den Brückenschlag zur „reichsdeutschen“ Hochkultur, zur tschechischen „Nachbarnation“ (die 1918 kulturell hegemonial wurde), zu anderen Autoren außerhalb des engeren deutsch-tschechischen Kosmos, etwa in die Slowakei und die Karpatoukraine, und letztlich in eine kosmopolitisch akzentuierte Welt europäischer Humanität und Kunst. Indem Urzidil Goethe – anders als viele zeitgenössische, bildungsbürgerliche (vorgeblich „unpolitische“) Bewunderer des Weimarer „Dichturfürsten“ – nicht als abgehobenen Schöngest, sondern auch als politisch wachen Denker in staatlichen Diensten wahrnahm, konnte er ihn für weitere Facetten der eigenen Existenz als inspirierendes Vorbild reklamieren.

Es ist ein wichtiger Verdienst mehrerer Beiträge des Bandes, den Publizisten und politischen Schriftsteller Urzidil ausführlich zu Wort kommen und damit sichtbar werden zu lassen, wobei die älteren Arbeiten Gerhard Trapps vorausgegangen sind. Zwar war Urzidil als Pressereferent der Deutschen Botschaft in Prag ab 1922 gezwungen, manche seiner politischen Beobachtungen unter Pseudonym erscheinen zu lassen – was sich nach 1934 im Exil unter anderen Umständen fortsetzte –, aber getrübt hat das Eingebundensein in realpolitische Konstellationen den Blick des Zeitchronisten und -kommentators selten. Mal eher protschechisch, mal deutsch-böhmischen Positionen zuneigend, plädierte Urzidil letztlich immer für das Miteinander der Völker und Kulturen. Dieses emphatische Plädoyer für eine friedliche Gemeinschaft im Rahmen mitteleuropäischer multiethnischer Staatsnationen (von denen die junge Tschechoslowakische Republik nur eine war) ließen ihn die „sudetendeutschen“ Sonderinteressen und Aggressionen ebenso klar kritisieren wie nationaltschechische Überheblichkeiten, von den „reichsdeutschen“ Zumutungen jenseits des Erzgebirges und Böhmerwaldes ganz zu schweigen. Aus dem „Hinternationalisten“ wurde so im Fortgang der politischen Radikalisierung in der Zwi-

schenkriegszeit eine prekäre Zwischenexistenz – wobei eben dies eine Signatur unabhängiger Intellektualität schlechthin sein dürfte.

Ein Satz aus dem Nachruf Ernst Schönwieses auf Urzidil hat bis jetzt seine Gültigkeit bewahrt: „Urzidil ist verhältnismäßig spät zu dem geworden, der er uns heute ist.“ Was er uns im 21. Jahrhundert sein könnte, hat dieser Band, der nicht zu spät, sondern gerade rechtzeitig kommt, in einer Vielfalt und auf einem argumentativen Niveau entfaltet, die wohl für längere Zeit Maßstab für die weitere Arbeit am Erbe „Prags“ sein dürften. Kafka, Sauer, Spina, Urzidil sind nun schon da ... mal sehen, wer noch in unser Europa zurückgeholt wird.

Dresden

Justus H. Ulbricht

Fischerová, Andrea/Nekula, Marek (Hgg.): Ich träume von Prag: Deutsch-tschechische literarische Grenzgänge.

Karl Stutz, Passau 2012. 388 S., ISBN 978-3-88849-068-2.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich die Literatur- und Kulturwissenschaft mit zunehmender Intensität dem Phänomen der literarischen Mehrsprachigkeit und des Sprachenwechsels von Schriftstellern gewidmet. Dieser Trend hängt sicher mit den gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen seit Beginn der neunziger Jahre zusammen, mit der Öffnung der Grenzen, der fortschreitenden Globalisierung und den zugleich nicht nur in Europa, sondern weltweit verlaufenden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Segregationsprozessen. Die alternative oder gleichzeitige Nutzung mehrerer Sprachen in der literarischen Kommunikation wurde lange Zeit vernachlässigt oder lediglich als Unteraspekt stilistischer oder erzähltheoretischer Analysen aufgefasst. Anknüpfend an Homi Bhabha, Stuart Hall und Gayatri Chakravorty Spivak bzw. in der deutschsprachigen Forschungsdebatte Wolfgang Welsch und Alois Wierlacher werden diese Phänomene heute viel umfassender betrachtet. Für ihre Untersuchung steht eine Reihe von Zugängen zur Verfügung – von postkolonialen über soziokulturelle, translationswissenschaftliche bis hin zu gedächtniskulturellen Ansätzen, die alle von den Methoden des neuen Historismus oder anderen „cultural turns“ beeinflusst sind. Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit in der Literatur bilden aber nicht nur eine methodische Herausforderung, sie werfen auch die Frage nach der Definition der „nationalen Literatur“ oder „nationalen Kultur“ auf und bieten Anlass zu einer Auseinandersetzung mit den Entstehungsvoraussetzungen und der kulturellen und gesellschaftlichen Praxis, die mit dieser Literatur und ihrer Rezeption verbunden war.

Exophonie und Polyphonie, Mehr- und Mischsprachigkeit sind auch in der bohemistischen Literatur- und Sprachwissenschaft nicht neu, doch lässt sich derzeit ein sehr starkes Interesse an der literarischen Produktion beobachten, die mit der Emigrationswelle nach 1968 und der Öffnung der Grenzen nach 1989 verbunden ist. Neben den Arbeiten zu Jiří Gruša, Libuše Moníková und Ota Filip¹ sind in diesem

¹ *Kliems*, Alfrun: Im Stummland. Zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip. Frankfurt/Main u. a. 2002. – *Hanus*, Ursula Maria: Deutsch-tschechische Migrationsliteratur: Jiří Gruša und Libuše Moníková. München 2008.

Zusammenhang auch die Studien der Aussiger Germanistin Renata Cornejo zu nennen,² sowie ein Themenheft der „Aussiger Beiträge“.³

Die Anthologie „Ich träume von Prag: Deutsch-tschechische literarische Grenzgänge“ versammelt Originaltexte von Autorinnen und Autoren tschechischer bzw. slowakischer Herkunft, die in Deutschland, Österreich und in der Schweiz leben und in deutscher Sprache schreiben. Eine Ausnahme stellt gleich in doppelter Hinsicht die Erzählung des Diplomaten, Dichters, Dramatikers und Übersetzers Tomáš Kafka dar: Zum einen wurde sie von den Herausgebern aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzt, zum anderen wirkt Kafka außerhalb des deutschsprachigen Milieus.

Der literarische Stoff aller Texte ist Prag „als Chiffre des eigenen und zugleich auch des anderen Raums“ (Buchumschlag) und das mit der Erinnerung verbundene Motiv des Traums. Die meisten Texte entstanden „auf Bestellung“, einige Autoren stellten auch bislang Unveröffentlichtes zur Verfügung (z.B. Katja Fusek), lediglich die Ausschnitte aus der Prosa von Maxim Biller und Jan Faktor wurden aus den bereits veröffentlichten Büchern übernommen.

In ihrem Vorwort „Der dritte Raum des Traumes“ fragen die Autoren nach Motivationen für den Wechsel der Sprache im literarischen Leben der böhmischen Länder und charakterisieren diese als uneindeutig und schwer kategorisierbar. Sie betonen das Phänomen „der Grenze zwischen zwei Sprachwelten“ (S. 7), die oft von biografischen Faktoren bestimmt sei. Der Gang ins Exil nötigt einem Autor/einer Autorin die Entscheidung ab, in welcher bzw. welchen Sprachen er/sie künftig schreibt – oder wann er/sie welche Sprache verwendet. Die Herausgeber vollziehen solche Wege an verschiedenen Beispielen nach, wobei das politisch motivierte Exil im Vordergrund steht, dem der oft traumatische Verlust der Sprachheimat, die Suche nach und das Finden (oder nicht Finden) einer neuen Sprache folgt. Diese metasprachlichen Themen bilden nicht zufällig das Thema vieler der Texte, die in der Anthologie abgedruckt sind. Für sie ist die intertextuelle, zitathafte Rolle des Tschechischen charakteristisch, das als Mittel dient, das persönliche und kulturelle Gedächtnis wachzuhalten und zu bekräftigen oder auch dazu, Emotionalität zu erzeugen. Dass Kafka häufig als Thema gewählt wird, deutet den Herausgebern zufolge an, dass dieser als Chiffre einer Literatur fungiert, „die entlang einer sprachlichen Grenze entstanden ist“ (S. 19), aber auch als Ausdruck der Sensibilisierung für die gesellschaftliche „Politisierung seines Werkes“ (ebd.). Man könnte hier vielleicht noch weitergehen und eine verstärkte existentielle Selbstreflexion der Autorinnen und Autoren konstatieren, die diese Kafka näherbringt, was sich auch in den poetologischen Verfahren und intertextuellen Mitteln ausdrückt. So etwa bei Milena Oda und Tomáš Kafka im „Spiel“ mit den Eigennamen. Oda bildet eine interessante Ausnahme unter den vorgestellten Autoren/innen: Sie lebt erst seit den neunziger Jahren in Deutschland und veröffentlicht heute ihre Prosa nicht nur auf Deutsch und

² Cornejo, Renata: *Heimat im Wort. Zum Sprachwechsel der deutsch schreibenden tschechischen Autorinnen und Autoren nach 1968. Eine Bestandsaufnahme.* Wien 2010.

³ *Aussiger Beiträge* 6 (2012): National – postnational – transnational? Neuere Perspektiven auf die deutschsprachige Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa.

Tschechisch, sondern auch auf Englisch. Außergewöhnlich ist nicht zuletzt auch Jan Faktor, der in den siebziger Jahren legal in die DDR ging.

Jeder Autorin und jedem Autor der Anthologie sind eine biografische Skizze und eine kurze Einführung in die einzelnen Textbeispiele vorangestellt, die auch die Aufnahme in den Band begründen. Den thematischen roten Faden bildet der Prager Traumstoff, mit dem die Beteiligten nach eigenem Belieben umgehen – dem Leser werden folglich ganz unterschiedliche narrative Verfahren geboten, Autobiografisches, Feuilletons, Krimiprosa, Skizzen und sogar historische Erzählungen.

Für die umsichtige Auswahl der Autoren und der Textbeispiele ist den Herausgebern Andrea Fischerová und Marek Nekula großer Respekt zu zollen. Dennoch stellt sich der Rezensent die Frage, ob es nicht sinnvoll wäre, auch literarische Textbeispiele zu publizieren, die im Exil in tschechischer Sprache geschrieben wurden; vielleicht wären diese eine zweite, thematisch ähnlich gefasste Anthologie wert? Denn auch diese Texte – das räumen die Herausgeber selbst ein – bilden ein wichtiges interkulturelles Phänomen. Auf jeden Fall birgt die Anthologie nicht nur interessanten Lesestoff, sondern gibt auch viele Impulse nicht ausschließlich literaturwissenschaftlicher Art für die Auseinandersetzung mit der multikulturellen, vielsprachigen Gegenwart. Eine tschechische Ausgabe wäre sehr wünschenswert. Für diese sollten die einführende Studie und die Biogramme dann aber erweitert werden, denn bis auf wenige Ausnahmen kennt der tschechische Leser die Autoren der Anthologie nicht und es liegen bislang auch nur wenige Übersetzungen ihrer Texte vor.

Prag

Václav Petrbok

Ivaničková, Edita/Langewiesche, Dieter/Mišková, Alena (Hgg.): Mythen und Politik im 20. Jahrhundert. Deutsche, Slowaken, Tschechen.

Klartext, Essen 2013, 299 S. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 18/Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 42), ISBN 978-3-8375-1008-9; 3-8375-1008-5.

Mythos und Politik weisen auf Deutungsmuster, die Geschichtsrelevanz besitzen, schreibt Mitherausgeber Dieter Langewiesche des vorliegenden Bandes aus der Reihe der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission in seinem Beitrag „Wozu Geschichtsmymen?“. Als „Hauptaufgaben politischer Mythen“ werden entsprechend die Verdichtung und Verfestigung der „Vorstellungen von der eigenen Nation zu Stereotypen“ (S. 11) genannt. Langewiesche akzentuiert dabei die semantische und pragmatische Offenheit politischer Mythen, als deren Kennzeichen sowohl ihre Langlebigkeit als auch ihre prinzipielle Transformationsfähigkeit sowie ihr Kontroversen provozierender Charakter zu nennen sind. Auch Mythen sind polysem bzw. kontingent und daher deutungsbedürftig. Gemäß dieser Konzeption untersuchen Beiträger aus Deutschland, Tschechien und der Slowakei vor allem in Form von Fallbeispielen Genese, Transformation und Wirkung von politischen Mythen im 20. Jahrhundert, wobei sowohl Staatsgründungsmymen als auch Geschichtsmymen behandelt werden.

Einen Überblick über die tschechischen Geschichtsmymen liefert Jiří Rak (Zur Entstehung und Funktion tschechischer Geschichtsmymen, S. 25-32), der u. a. auf

das Konzept der slawischen Erstbesiedlung und den Libussa-Mythos, aber auch die Deutung der Hussiten in der Perspektive des 19. und 20. Jahrhunderts eingeht. Entsprechend stellt Dušan Kováč die „Slowakischen Geschichtsmythen“ (S. 33-44) vor, zu denen er die Frage der politisch-kulturellen Gemeinsamkeit mit den böhmischen Ländern rechnet, die als Teil eines mythisch konnotierten Begründungsmusters im politischen Diskurs betrachtet wird. Hieran schließen sich u.a. Darstellungen zum Kult um den heiligen Stephan als Nationalmythos in der Slowakei (Miroslav Michela) an, zu den Tschechischen Legionären (Ivan Šedivý), zu konkurrierenden Stadtmythen in Bezug auf Prag (Alfons Adam zum slawischen und deutschen Prag), zum Mythos Osten in Deutschland und der Tschechoslowakei (Uwe Müller) sowie zum Mythos Rasse im Sudetenland (Jörg Osterloh).

Problematisch erscheint allerdings, dass in vielen Beiträgen keine Reflexion des zugrundeliegenden Mythos-Verständnisses erfolgt und man eher Beispiele aufzählt, die im besseren Falle ein wenig kontextualisiert werden. So erschließt sich z.B. in Tobias Wegers Beitrag (Der tschechische Keil im deutschen Körper – ein Mythos und seine Folgen, S. 123-144) keineswegs die mythische Dimension dieses „tschechischen Keils im deutschen Körper“, handelt es sich hierbei doch wohl eher um eine argumentative Figur im Sinne eines politischen Topos bzw. einer Metapher und somit eher um ein Ideologem. Entsprechend hilflos klingt der Abgrenzungsversuch des „Mythosbegriffs gegenüber Nachbartermini“, zu denen „Stereotype“ und „mythisch aufgeladene Orte“ gezählt werden, die gleichwohl „große semantische Schnittmengen“ hätten (S. 125). Hier wäre eine genauere konzeptuelle Differenzierung sicher hilfreich gewesen.

Es ist daher wahrscheinlich konsequent, dass ein überzeugend verfasster Beitrag wie der von Michal Frankl (National, keineswegs rassistisch? Interpretationen des tschechischen Antisemitismus zwischen dem Ende des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts, S. 193-212) den Ausdruck Mythos nur am Rande verwendet, geht es ihm doch vor allem um die Interpretationsmuster des tschechischen Antisemitismus im politischen Diskurs, die fundiert herausgearbeitet werden.

Einen analytisch plausiblen Zugang wählt auch Claudia Kraft (Mythos „Beneš-Dekrete“ – Rechtskulturen zwischen historischem Kontext und universalem Anspruch von Menschenrechten, S. 231-256), die ausgehend vom Konzept der narrativen Abbrüchigkeit bzw. dem der Geschichtskultur nach Rüsen als „einer bestimmten Art des deutenden Umgangs mit der Zeit“ (S. 231) den Mythos nicht als Form falschen Bewusstseins, sondern der Weltdeutung versteht. In ihrem Beitrag zu den Beneš-Dekreten geht es somit um eine Darstellung der im „Mythos enthaltenen Erzählung“ und deren Offenheit und „Wertepolyvalenz“, die zum „Konsens jenseits politischer und gesellschaftlicher“ Divergenzen befähigt (S. 232). Untersucht werden in diesem Beitrag die Deutungen der Person Beneš nach 1945 und nach 1989, also jeweils nach Umbruchsituationen.

Hervorgehoben sei schließlich die Studie zur Kinderfilmserie „Arabela“ von 1980/81 von Helena Srubar (Kontinuität und Wandel: Die Präsenz und Modifikation tschechischer Nationalmythen im Spätsozialismus – eine Untersuchung der Fernsehserie „Arabela/Die Märchenbraut“, S. 257-282). In überzeugender Weise arbeitet die Autorin das historisch tief verwurzelte Paradigma der kleinen Nation

zum einem in Bezug auf den bedrohten Status des Landes in Europa, zum anderen in Bezug auf das Autostereotyp vom „kleinen, einfachen Tschechen“ (S. 262) heraus. Im Film kommt es, dies wird schlüssig analysiert, zu einer Überlagerung von sozialistischem und nationalem Diskurs, Arabela fungiert „als Repräsentantin tschechischer Nationaltugenden der Wiedergeburt und Peter als technisch versierter Repräsentant der modernen Welt“ (S. 280). Die Kinderfilmserie „Die Märchenbraut“ kann somit zu Recht als ein „gelungenes Beispiel für die Adaption nationaler Mythen des 19. Jahrhunderts durch den Spätsozialismus im Bereich der Populärkultur“ gelten (S. 282).

Der Band bietet eine Reihe von interessanten Fallstudien, welche weitergehende Forschungen zum Thema Mythos und Politik sicher inspirieren dürften.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

Dalberg, Dirk Mathias: Die nichtpolitische Politik. Eine tschechische Strategie und Politikvorstellung (1890-1940).

ibidem-Verlag, Stuttgart 2013. 442 S., ISBN-13 978-3-8382-0471-0.

Dirk Mathias Dalbergs nun im Druck erschienene Dissertation will – so der Klappentext – dem „tschechischen Konzept der nichtpolitischen Politik“ nachspüren. Bewusst grenzt sie sich daher bereits im Titel von der bisher geläufigen deutschen Übersetzung „unpolitische Politik“ ab. „Nichtpolitische Politik“ sei im tschechischen Raum älter als die „Antipolitik“, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in mitteleuropäischen Dissidentenkreisen zur Parole wurde. Zu diesem Zweck untersucht der Autor die tschechische Geschichte für die Jahre von 1890 bis 1940, die er durch zwei traditionelle, aber deswegen nicht falsche Zäsuren 1918 und 1938 in drei Phasen gliedert. An die quellengestützte, historische Analyse dieser Phasen schließt ein viertes, rein analytisches Kapitel an.

Dalberg stützt sich auf eine fest definierte Anzahl veröffentlichter Materialien (vor allem Zeitschriften), die er mit einer Auswahl schwerpunktmäßig untersuchter Autoren verknüpft. In Verbindung mit dem gewählten Zeitraum schafft er sich so ein streng begrenztes Forschungsfeld, das er im Verlauf der Arbeit mit bewundernswerter Intensität bearbeitet.

Der Leser kann aus dieser Arbeit Gewinn ziehen und dazulernen, wenn er einige definitorische Prämissen vorbehaltlos akzeptiert. Denn auch wenn Dalberg eingangs eine Art historischer Diskursanalyse ankündigt (S. 14-16) und eine „semantische Beweisführung“ (S. 361) geliefert haben will, leistet er das streng genommen nicht, da er sich etwa für die Bedeutungsgrenzen oder auch den Wandel der untersuchten Begriffe kaum interessiert. Stattdessen folgt er einem a priori gesetztem Konzept von „nichtpolitischer Politik“ durch die Zeiten, das immer wieder durch starre typologische Verweise eingerahmt wird. Er analysiert folglich nicht das Sagbare, sondern das Gesagte. Wer dem folgt, der liest eine sehr dicht argumentierende und detailreiche Arbeit zur Geschichte der tschechischen politischen Ideen.

Dalberg identifiziert die Konzeption der „nichtpolitischen Politik“ vollständig mit der Gruppe der sogenannten „Realisten“ (S. 13), einer – wie er selbst anmerkt –

sehr heterogenen Gruppe, die sich in erster Linie durch ihren Bezug zu ihrem unumstrittenen Anführer, T. G. Masaryk, definierte. Hier zeigt sich die Stärke der Dalbergschen statischen Definition „nichtpolitischer Politik“: Es gelingt ihm überzeugend, deren Protagonisten in den unterschiedlichen Zeiträumen ebenso wie deren Publikationsorgane auszutauschen, ohne allerdings Willkür walten zu lassen oder das zugrundeliegende Konzept aus den Augen zu verlieren. Dalberg bleibt zwar oft bis zur völligen Identifikation eng an seinen Quellen. Durch seine vielen kleinen Belege gelingt ihm aber ein schon quantitativ beeindruckender Nachweis dafür, dass die „nichtpolitische Politik“ im untersuchten Zeitraum Geltung beanspruchen konnte.

Präformiert durch diese konzeptionelle Vorentscheidung, erscheint der Verlauf der drei Phasen jeweils verblüffend redundant. Ob in der Monarchie, der Ersten Republik oder in der Zeit nach München: Die Realisten zeichneten sich durch eine bemerkenswerte geistige Beharrungskraft aus. Grundlegend war immer die Vorstellung einer gesellschaftlichen Krise, die sowohl äußerlichen wie inneren Charakter hatte. Daneben stand ein nationaler, tschechischer Identitätsdiskurs, der beständig zwischen Bestätigung durch die konkrete Praxis und seiner welthistorischen Aufgabe schwankte. Schlüsselbegriff für diese Haltung wurde das Konzept der sich durch Arbeit und Bildung auszeichnenden „Kleinarbeit“ (*drobná práce*) sowie das Mantra, die realen, konkreten Verhältnisse beachten zu müssen. Nur so könne eine „kleine Nation“ sich bewahren.

Unter diesem Banner zogen die Realisten zu jeder Zeit gegen die vermeintliche politische Oberflächlichkeit der anderen Parteien (und auch der jeweiligen Institutionen) ins Feld. Der „Politik“ setzten sie Arbeit und Bildung als wahre oder eben: „nichtpolitische“ Politik entgegen. Dalberg gelangen hier immer wieder aufschlussreiche Beobachtungen: So wandelte sich die negative Vorstellung von Politik begrifflich von „Hoher Politik“ vor 1918 zu „politischer Politik“ in den beiden folgenden Phasen. Unverständlich ist aber, warum der Autor diese Erkenntnis nicht in die Analyse einbaut, sondern in einer Fußnote verschwinden lässt. Schließlich ließe sich genau an diesem Begriffswandel die Frage ansetzen, welche Aktivitäten als „nichtpolitische Politik“ galten und welche nicht, womit die Verschiebung politischer Geltungsansprüche nachgezeichnet werden könnte.

Die stark typologische Herangehensweise stößt immer dann an ihre Grenzen, wenn Dalberg den ideengeschichtlichen Raum politischer Debatten hinter sich lässt und beispielsweise das politische System der Ersten Republik bewertet (S. 151-153), das holzschnittartig zum parlamentarischen System mit einem herausragenden Präsidenten erklärt wird, wiederum ohne auf den Wandel in den Machtbeziehungen zwischen Parlament und Präsidialamt einzugehen.

Einleuchtender ist der Versuch, die Institutionalisierung der „Kleinarbeit“ in den Bildungseinrichtungen der Ersten Republik zu beschreiben (S. 201-205). Obwohl er den Nachweis eines tatsächlichen institutionellen und personellen Zusammenhangs zwischen realistischem Bildungsideal und institutioneller Praxis der Volksbildung nicht führt, zeigt Dalberg plausibel den zumindest ideellen Zusammenhang zwischen der Expansion der Volksbildung in der Zeit der Ersten Republik und den immer wiederkehrenden realistischen Forderungen danach.

Überhaupt ist der Abschnitt zur zweiten Phase, „Um die Erhaltung der Republik 1918-1938“ betitelt, der interessanteste des Buches. Hier brachen die Widersprüche der realistischen Forderungen am klarsten auf. Ob in der Frage der Bildung oder der Frage nach dem Wirken von Parteien und Parlament, der eigene Staat schien die Realisten vor Deutungsprobleme zu stellen. Im Kern bewahrte man sich ein sehr ambivalentes Verhältnis zu großer Politik und Staat, auf die man zwar Einfluss nehmen wollte (Passivität war schließlich eine weitere Todsünde im Katechismus der Realisten), denen man aber nie vollständig vertraute. Stattdessen setzte man auf einen Innerlichkeitsdiskurs, der zunächst die Menschen verbessern sollte, die die demokratischen Institutionen ausfüllten. Obwohl Dalberg diesen Schluss zwar nicht explizit zieht, zeigt er doch, dass die Realisten unter „unpolitischer Politik“ keinen klaren Begriff für eine pluralistische Gesellschaft fanden. Im Weg stand ihnen eine geschichtsphilosophisch fundierte Verknüpfung von Demokratie und nationaler Identität (S. 170), die stets auf das Ganze zielte und trotz aller Beschwörungen der Konkretheit und der Praxis keinen Raum für das Einzelne, Partikulare fand.

Dazu passt der paradoxe Befund, dass man die gesellschaftliche Krise nach 1918 als akuter empfand als zuvor (S. 220), schließlich ging es nun nur noch darum, Erreichtes zu bewahren, nicht mehr um neue positive Ziele (S. 236). Folgerichtig sahen sich einige Realisten nach dem Münchner Abkommen auf ganzer Linie bestätigt. So entsteht das Bild eines Realismus, dessen Stärke nur in der Reaktion auf das bestehende System lag und der sich in einer diffus kritisch-loyalen Opposition zu diesem am wohlsten fühlte. Der Arbeit im Parlament setzte man noch in der Monarchie weniger Vorbehalte entgegen (S. 105) als in den Jahren der Ersten Republik.

Es ist das Verdienst Dalbergs, dass seine Darstellung diesen Schluss zulässt, obwohl er selbst zu einem gegenteiligen Befund gelangt: Der den Realisten vorgeworfene Eklektizismus, etwa in der Bildung, sei positiv als „pragmatisches Schwanken“ zu sehen (S. 300-301).

Man kann viele diesem zuwiderlaufende Belege finden. Schon die realistischen Protagonisten waren sich in den wenigsten Dingen einig. Die Aktivitäten von Masaryk und Beneš, beide Führungsfiguren der Realisten nach 1918, beschränkten sich sicher nicht auf bildungsintensive Kleinarbeit. Auch klärt Dalberg an keiner Stelle, ob der Realismus und die Vertreter einer „nichtpolitischen Politik“ identisch waren. Ausgerechnet Karel Kramář wird im Verbund mit František Drtina und Masaryk als Beleg für eine realistische Programmatik bis 1914 angeführt (S. 77). Hier fällt die fehlende Kontextualisierung des realistischen Diskurses im weiteren, tschechisch-nationalen schmerzhaft auf. Dass mindestens bis 1900 um die Deutungshoheit des Begriffs „Realismus“ ein erbitterter Kampf zwischen Masaryk und Kramář tobte, kann Dalbergs Konzept, das nur nach dem Inhalt, nicht aber der diskursiven Form „nichtpolitischer Politik“ fragt, kaum erfassen.

Man kann aber auch die Stärke dieser Arbeit sehen: In wahrer „Kleinarbeit“ wirken die vielen und scheinbar redundanten Belege, die Dalberg anführt, am Ende doch sehr überzeugend. „Nichtpolitische Politik“ mag man vielleicht anders als der Autor verstehen, als Konzept ignorieren lässt sie sich aber auch nicht.

Kučera, Rudolf: Život na příděl: Válečná každodennost a politiky dělnické třídy v českých zemích 1914-1918. [Leben auf Zuteilung. Kriegsalltag und Politiken der Arbeiterklasse in den böhmischen Ländern 1914-1918].

Lidové Noviny, Praha 2013, 213 S. (Knižnice Dějin a současnosti 49), ISBN 978-80-7422-232-0.

Unter den zahlreichen Publikationen, die zum hundertsten Jahrestag des Ersten Weltkrieges erscheinen, gehört das Buch von Rudolf Kučera zu den besonders interessanten. Wie einige andere tschechische Historiker, die meist der jüngeren Forschergeneration angehören, wendet sich auch Kučera dem nach 1989 aufgegebenen Thema der Arbeitergeschichte zu. Er polemisiert gegen traditionelle Vorstellungen der tschechischen Historiografie und präsentiert den Versuch, die Geschichte der Arbeiterklasse aus der Perspektive der angelsächsischen Kulturgeschichtsforschung zu erfassen. Dabei konzentriert er sich auf die beiden wichtigsten tschechischen Industriezentren Prag und Pilsen (Plzeň). Vielleicht hätte er dies im Titel des Buches verdeutlichen sollen, denn so erwartet der Leser möglicherweise mehr Informationen über die Verhältnisse in den deutschsprachigen Regionen oder auch in den kleinen Industriestädten Böhmens und Mährens.

Das Buch umfasst vier Kapitel, die jeweils Bereichen des Alltagslebens der Arbeiterschaft gewidmet sind, die stark von der Kriegswirtschaft beeinflusst waren: Verpflegung und ihre Rationierung, Fabrikarbeit, Gender und soziale Proteste. Im ersten Kapitel zeigt der Autor, dass das Rationierungssystem und damit auch der Lebensmittelmangel die Fabrikarbeiterschaft besonders hart traf, während es der Landbevölkerung relativ gut ging und auch die städtischen Mittelschichten noch etwas besser dran waren. So argumentiert Kučera, dass sich die Arbeiterschaft in den Kriegsjahren gerade auf der Grundlage des Zugangs zu Nahrungsmitteln neu gruppierte. Der zeitgenössische Ernährungsdiskurs sei von Metaphern wie dem vom „arbeitenden Körper als Motor“ beherrscht gewesen, der Treibstoff brauche, um zu laufen. Diese Sichtweise habe in der Zeit des Rationierungssystems nicht nur zu einer rationellen Verteilung der Mittel geführt, sondern auch zu einer verstärkten Disziplinierung der Werktätigen.

Das zweite Kapitel dokumentiert die gesteigerte Disziplinierung der Arbeiterschaft für den Bereich der Industrie. Kučera beschreibt, mit welchen Mitteln die Beschäftigten an den Betrieb gebunden wurden, schildert die Einführung tayloristischer Ansätze, aber auch physischer Strafen für Absenzen oder schlechte Arbeitsleistungen. Diese sogenannten Rationalisierungspraktiken „objektivieren die Körper der Arbeiter zu Produktionsinstrumenten“ (S. 75), sie bedeuteten den „Verlust der freien Verfügung über den eigenen Körper“ (S. 82) und trugen neben anderen Faktoren zur „Krise der Maskulinität“ bei (S. 158).

Das dritte Kapitel befasst sich mit dem massenhaften Eintritt von Frauen in die Industriearbeit und den daraus resultierenden Veränderungen in der Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse sowie der Identität der Arbeiterklasse selbst, die nicht länger „androzentrisch“ war und geschlechtermäßig ausgewogener wurde. Diesem Trend konnten sich auch die Gewerkschaften nicht verschließen, die nach einigem Zögern begannen, weibliche Mitglieder aufzunehmen.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit Arbeiterprotesten, vor allem mit den Hungerunruhen und den Fabrikstreiks. Dabei geht es Kučera u. a. darum, die erste Protestform, die in der Historiografie als irrational abgetan und der „rationalen“ Streikbewegung gegenübergestellt wurde, zu rehabilitieren. Auch die Hungerunruhen wiesen im Sinne von Thompsons Moralökonomie eine „spezifische Rationalität“ (S. 134) auf. Anhand des Vergleichs der Streiks in Prag und in Pilsen im Sommer 1917 zeigt er, dass die Fähigkeit ihrer Organisatoren, sich auf die veränderte Struktur der Arbeiterklasse einzustellen, über Erfolg oder Misserfolg mitentschied. Der Pilsner Streik hatte Erfolg, da es hier gelang, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und Nationalitäten zu überwinden und Volksversammlungen zu organisieren, die das „Erlebnis der massenhaften Zusammenballung menschlicher Körper“ (S. 160) boten. Indessen scheiterte der Prager Streik, der von den Prämissen der Vorkriegszeit ausging.

Innerhalb der tschechischen Historiografie stellt Kučeras Arbeit einen innovativen Versuch dar, einige neue Begriffe einzuführen und anderen Begriffen eine neue Bedeutung zu geben. Das betrifft vor allem „Politik“ bzw. „Politiken“, die der Autor in einem etwas anderen Sinne verwendet, als es im tschechischen Sprachkontext üblich ist. Im Tschechischen wird das Wort „Politik“ gewöhnlich nicht im Plural verwendet und bezeichnet ein bestimmtes System von Maßnahmen, das von einer Organisation oder Institution durchgeführt wird, z. B. einer politischen Partei, dem Staat oder einer internationalen Organisation; gegebenenfalls wird darunter der Ort des Aufeinandertreffens politischer Ideen und Akteure bezeichnet, z. B. „die tschechische Politik“. Diesem Verständnis zufolge ergäbe die „Politik der Arbeiterklasse“ keinen Sinn. Kučera meint mit „Politik“ bzw. „Politiken“ jedoch etwas anderes. Ausgehend von der angelsächsischen Bedeutung dieses Terminus definiert er „Politiken der Arbeiterklasse“ als „Sphären des Alltagslebens [...] in deren Rahmen kollektive Identitäten und kollektive Ansprüche entstehen, die das organisierte Arbeiterkollektiv zugleich nach innen wie nach außen abgrenzen“ (S. 11). Es bleibt abzuwarten, ob die tschechischsprachige Historiografie Kučera folgen und „Politik(en)“ künftig in diesem Sinne verwenden wird.

Auch spricht Kučera von der „Arbeiterklasse“, womit er in der tschechischsprachigen Historiografie ziemlich allein steht, denn in den vergangenen zwei Jahrzehnten hat diese den Begriff „Arbeiterschaft“ bevorzugt, gegebenenfalls „Arbeiterschicht“ oder „Arbeitermilieu“, sofern sie sich dem Thema überhaupt zugewendet hat. Unter „Arbeiterklasse“ versteht Kučera „einen kollektiven Akteur, der fähig ist, organisiert zu handeln, eigene Forderungen zu finden und zu artikulieren und anschließend auch in der öffentlichen Auseinandersetzung durchzusetzen“ (S. 8). Nach dieser Definition, die der gegenwärtigen angelsächsischen Kulturgeschichtsschreibung folgt, ist die Arbeiterklasse also nicht durch ihr Verhältnis zu den Produktionsmitteln definiert, auch nicht durch den sozialen Status oder die Positionierung in einem gesellschaftlichen Schichtenmodell (Oberschicht, Mittelschicht, Arbeiterklasse), sondern sie stellt ein Gebilde dar, das vor allem in der Welt der Arbeit existiert und im Zusammenhang mit sozialen Konflikten entsteht und auch wieder verschwindet. Das wirft die Frage auf, ob es für das tschechische Milieu mit der weit verbreiteten Vorstellung von der „Klasse“ als einer Komponente der sozia-

len Stratifikation nicht doch besser wäre, von der „Arbeiterbewegung“ zu sprechen, auch wenn mit diesem Begriff zu sozialistischen Zeiten vor allem das Wirken der Arbeiterparteien verbunden wurde.

Das Buch ist sehr gut geschrieben. Nur an einigen wenigen Stellen drängt sich der Eindruck auf, dass der Autor in dem Bemühen innovativ zu sein, zu komplizierte und zu starke Formulierungen gewählt hat. So verwendet er bei der Beschreibung der Veränderungen in der Arbeiterschaft unter dem Einfluss des Krieges Wendungen wie: „völlige Dekonstruktion des Mannes“, „radikaler Wandel der Arbeiterklasse von einem androzentrischen Kollektiv zu einem gendermäßig gemischten Kollektiv“ (S. 158), „Umwälzung der Vorkriegsgenderordnung“ (S. 116), „Objektifizierung der Arbeiterkörper zu Produktionsinstrumenten“ (S. 75), „Verlust der freien Verfügung über den eigenen Körper“ (S. 82). Werden mit solchen Wendungen nicht auch die Vorkriegsverhältnisse idealisiert?

Kučeras Buch bringt auf jeden Fall einen begrüßenswerten Beitrag zur aktuellen Theoriediskussion in der tschechischen Historiografie. Es präsentiert neue Themen und versucht, neue Begriffe zu etablieren. Damit zwingt es den Leser darüber nachzudenken, wie die tschechische Historiografie Konzepte der angelsächsischen oder deutschen Historiografie aufgreifen und einsetzen kann.

Prag

Stanislav Holubec

Vácha, Zdeněk: Žádám Vás jako vynikajícího odborníka... Organizace odborných prací pro československou delegaci na mírové konferenci v Paříži v letech 1918-1919 [Ich fordere Sie als hervorragenden Fachmann an ... Die Organisation der Expertenarbeit für die tschechoslowakische Delegation auf der Friedenskonferenz in Paris in den Jahren 1918-1919].

Masarykův ústav a Archiv Akademie věd ČR v. v. i., Praha 2012, 336 S., ISBN 978-80-97792-04-0.

In der ersten Novemberhälfte 1918 endete der Erste Weltkrieg, die österreichisch-ungarische Armee kapitulierte und Kaiser Karl I. dankte ab. Damit war der Zeitpunkt gekommen, die Unterlagen für die Festlegung der Staatsgrenzen zusammenzustellen, die in der Folge des Zerfalls der Monarchie entstanden und über die auf der Friedenskonferenz verhandelt werden würde. Die Tschechen waren schon einen Monat vorher vorbereitet gewesen, bereits am 21. Oktober hatte der Tschechische Nationalrat die Erstellung einer ethnografisch-historischen Karte des Königreichs Böhmen in Auftrag gegeben.

Diesem Thema gilt das Buch von Zdeněk Vácha. Der Leiter des Archivs des Technischen Museums in Prag schließt mit seiner langjährigen Forschung eine sonderbare Lücke in der tschechischen Historiografie. In den letzten zwanzig Jahren ist eine ganze Reihe von Studien zur tschechoslowakischen Auslandspolitik während der Gründungs- und Aufbauzeit der Ersten Republik erschienen. Diese politischen Analysen, Biografien, Quelleneditionen und Synthesen befassen sich großenteils mit den wichtigsten politischen Repräsentanten dieses Staates. Erstmals indessen hat sich ein Forscher mit der Organisation der tschechoslowakischen Delegation

und dem Amt für die Vorbereitung der Friedenskonferenz in Prag auseinandergesetzt, ebenso mit der Erstellung der vielen Gutachten, an denen in den Jahren 1918 und 1919 mehrere Dutzend Experten arbeiteten.

Im ersten Teil rekonstruiert der Autor detailgenau die Einrichtung und die Tätigkeit des Amtes, wobei er auch auf das Verfahren der Expertenauswahl eingeht, im zweiten Teil schildert er dann das Wirken der Experten, die der tschechoslowakischen Delegation in Paris beratend zur Seite standen.

De jure entstand das Amt für die Vorbereitung der Friedenskonferenz, dessen Leitung beim Ministerpräsidenten lag, am 29. November 1918 durch einen Regierungsbeschluss. Vácha stellt die Frage nach dem Charakter dieser Institution, in der überdurchschnittlich viele Mitglieder der sogenannten Maffia, der Auslandsaktion für eine unabhängige Tschechoslowakei, vertreten waren. Er identifiziert die Netzwerke der Jungtschechen und Realisten, aus denen sich der Verwaltungsapparat der Behörde zusammensetzte und beschreibt deren Tätigkeit in der Zeit vor ihrer eigentlichen Gründung als zweigleisig: Der Tschechische Nationalrat fühlte sich vom Nationalausschuss als Konkurrent bedroht, verfügte aber über Experten, die er zur Kooperation anbieten konnte. Doch arbeitete Karel Kramář, wie Vácha anhand der Briefköpfe rekonstruiert, in der Zeit eher an der Umgestaltung beider Institutionen zu einer gemeinsamen Organisation – d.h. zur sogenannten Friedenskommission, aus der später das „Amt für die Vorbereitung der Friedenskommission“ wurde.

Das Amt hatte ein so großes Gewicht, dass es von jeder Institution oder Firma detaillierte Informationen über ihren aktuellen Zustand verlangen konnte. Noch Ende 1918 nahm es Belege zur Feststellung der Nachkriegssituation an, ab Juli 1919 konnten Anträge auf Ausgleichszahlungen für die durch den Krieg erlittenen Schäden beim Amt eingereicht werden.

Die Experten wurden direkt aus ihren zivilen Berufen in das Amt beordert – manche von ihnen von Universitäten (z.B. Adolf Černý, Viktor Dvorský, Lubor Niederle), andere wurden an Mittelschulen „ausgeliehen“ (z.B. Antonín Boháč, Josef Macek, Josef Malíř), beim Militär oder staatlichen Behörden und Ministerien; auch 13 Abgeordnete der Nationalversammlung waren unter den Berufenen.

Mit Blick auf die geplante Friedenskonferenz war die ethnografische Abteilung die wichtigste. Die Experten arbeiteten eine große Zahl von Gutachten in verschiedenen Varianten aus, damit der Außenminister entsprechend informiert war. In Paris sollte sich dann zeigen, dass eine Menge Arbeit umsonst gemacht worden war – manche Dokumente korrespondierten nicht mit Beneš Memoranden und erforderten eine Überarbeitung. Vor allem deutet Vácha an, dass einige der territorialen Ansprüche unrealistisch und überzogen waren. Zugleich wird aber auch deutlich, dass die Fachleute, die die Unterlagen für die Gebietsforderungen erstellten, sich im selben Diskurs bewegten wie ihre Auftraggeber, doch argumentierten sie auf der Basis konkreter wirtschaftlicher, strategischer und naturräumlicher Argumente. In dieser Hinsicht bringen etwa die Abschnitte zu den Verhandlungen des Beraterplenums über den Anschluss von Kladsko (Glatz), die zeitweilig geforderte Integration der Lausitz in den neuen Staat oder die Donaugrenze für den Leser viele neue Informationen.

Im zweiten Teil des Buches schildert Vácha den Aufbruch der Delegation aus Prag – eine regelmäßige Zugverbindung nach Paris existierte damals noch nicht –, die

Unterbringung der Berater in Paris sowie das Funktionieren der Zusammenarbeit zwischen den beiden Delegierten Beneš und Kramář, dem Generalsekretär Štefan Osuský und dem Beraterplenium, das von den Sekretären Jaroslav Novák und Vladimír Slavík betreut wurde. An den häufigen Klagen der Berater darüber, dass es ihnen nicht möglich war, direkt mit Beneš oder Kramář zu verhandeln, und ihre Ausführungen darüber, wie der eine oder andere den ihm vorgelegten Argumenten zuhörte, könnte eine Interpretation des politischen Stils beider Staatsmänner ansetzen. Auf ähnliche Art ließen sich auch die hier beschriebenen Tätigkeiten und sozialen Beziehungen kontextualisieren.

Hochinteressant ist auch die Schilderung des Alltags der Experten in Paris. Vácha zitiert hier u. a. aus den Memoiren von Jan Krčmář, dem Tagebuch von Adolf Černý und aus der Korrespondenz von V. V. Štech und ermöglicht dem Leser so Einblicke in den Arbeitsstil und die Kommunikation der Delegation. Er liefert aber auch viele Details zur Alltagsgeschichte – zum Beispiel dazu, wie sich die Berater in Paris ernährten oder welche Dinge sie ihren Familien nach Hause schickten. Hier bildet das Kapitel „Odborní poradci ve volném čase“ (Fachberater in der Freizeit) von Jan Chodějovský eine gute Ergänzung, in dem nicht zuletzt auch die tschechische und die polnische Delegation verglichen werden.

Die Publikation ist mit umfangreichen Anhängen ausgestattet, die u. a. die Nominierung der Angestellten des Amtes dokumentiert, ihre Gehälter und die Einordnung in die verschiedenen Sektionen. Weitere Tabellen bieten eine Übersicht über die Mitglieder der Delegation und die Sprachkenntnisse der Fachberater (zum Beispiel konnten von 15 der vorgestellten beratenden Fachleute nur fünf französisch und einer etwas englisch; besser ausgestattet waren die beiden Sekretäre und die vier Sekretärinnen, die die Texte ins Französische übersetzten). Es folgen Listen der Fachreferate, aus denen man auf die enorme Arbeitsüberbelastung ihrer Mitglieder schließen kann (vor allem der Juristen Jan Kapras und Jan Krčmář), indessen warteten andere Berater wie etwa Štech ungeduldig darauf, dass ihnen endlich Aufgaben zugewiesen wurden. Auch die Bildbeilagen sind sorgfältig vorbereitet und zeigen ausgewählte Amtsbriefe, die Fragebögen, mit denen das Amt den Nachkriegszustand diverser Institutionen erfasste sowie Porträts einiger Beteiligter.

Vácha ist es gelungen, zu rekonstruieren, woher die 53 Fachleute, die ursprünglich in das Amt für die Vorbereitung der Friedenskonferenz in Prag geladen wurden, kamen. Leider bleibt offen, welche Folgen diese Etappe ihrer Berufsbiografie hatte. Wirkte sie als Karrieresprungbrett, oder blieb sie für die meisten Experten ein kurzes Zwischenspiel? Hier hätte man sich eine weitreichendere Kontextualisierung und einen tieferen Einblick in die Lebenswege der Protagonisten im Stil einer kollektiven Biografie gewünscht.

Die Stärke von Váchas Arbeit liegt in der Auswertung eines breiten Spektrums an Quellen und in einer sorgfältigen Rekonstruktion der Geschichte des Amtes und seiner Mitarbeiter, die sich auch in einem umfassenden Anmerkungsapparat und reichen Zitaten niederschlägt. Nicht zuletzt ist die Publikation auch grafisch sehr ansprechend gestaltet.

Váchas Buch vermittelt dem Leser einen Eindruck davon, was sich hinter den Kulissen der gut erforschten diplomatischen Mission Edvard Benešs und seiner

Kollegen auf der Pariser Friedenskonferenz abspielte. Damit hat er eine Lücke in der Geschichte der Konstituierungsphase der Ersten Tschechoslowakischen Republik geschlossen.

Prag

Tomáš W. Pavlíček

Brummer, Alexandr/Konečný, Michal (Hgg.): Brno nacistické. Průvodce městem [Das nationalsozialistische Brünn. Ein Stadtführer].

Host, Brno 2013, 197 S., zahlr. historische SW-Abb., eine Karte, ISBN 978-80-7294-956-4.

Die Umschlagbilder des vorliegenden Buches zeigen zwei Symbole der NS-Herrschaft in Brünn (Brno), der zweitwichtigsten Stadt des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren: Während sich auf dem Titelbild Adolf Hitler am 17. März 1939 von einer fanatisierten Menschenmenge auf dem Balkon des Neuen Rathauses als „Befreier“ feiern lässt, bildet das Foto auf der Rückseite das 1891 im Stil der deutschen Spätrenaissance errichtete Deutsche Haus ab, das hier in abendlicher Dunkelheit hell erstrahlt, geschmückt mit den äußeren Zeichen der „Heimkehr ins Reich“.

Lange Zeit gehörten die Jahre von 1939 bis 1945 zu den „weißen Flecken“ in der Stadtgeschichte Brünns. Bis 1989 herrschte auf tschechischer Seite das einseitige Bild von den NS-treuen Deutschen auf der einen, dem stillen oder offenen Widerstand der unterdrückten tschechischen Bevölkerung auf der anderen Seite. In deutschen Publikationen dominierte indessen eine weitgehend von den Erinnerungen ehemaliger Brünnener geprägte Vorstellung der Jahre von 1939 bis 1945, in der die Trauer über die verlorene Heimat im Vordergrund stand und der „Brünner Todesmarsch“ Ende Mai 1945 alles überragte. Das begann sich erst in den beiden zurückliegenden Jahrzehnten allmählich zu wandeln, auch weil nunmehr die Generation der Nachgeborenen das Thema emotionsfreier und im internationalen Kontext erforscht, wobei zudem neue Quellen ausgewertet werden können. Einen nicht zu vernachlässigenden Beitrag hat hier im Übrigen die Belletristik geleistet. Peter Härtling, Lutz Jahoda und Kateřina Tučková haben in ihren Romanen das Verhältnis zwischen (Brünner) Deutschen und Tschechen in dieser schicksalhaften Zeit feinfühlig und ausgewogen verarbeitet.¹ Darüber hinaus sind jüngst drei Bildbände zu den Jahren der Okkupation erschienen,² andere Veröffentlichungen haben unter anderem die Rolle des tschechischen (mährischen) Faschismus am Beispiel des Národní tábor fašistický beleuchtet.³

¹ Härtling, Peter: Große, kleine Schwester. Köln 1998. – Jahoda, Lutz: Der Irrtum. Berlin 2009. – Tučková, Kateřina: Vyhnaní Gerty Schnirch [Die Vertreibung der Gerta Schnirch]. Brno 2009.

² Filip, Vladimír u.a.: Brno-Brünn 1939-1945. Roky nesvobody [Brno-Brünn 1939-1945. Jahre der Unfreiheit]. Bd. 1. Brno 2011; Bd. 2. Brno 2012, Bd. 3. Brno 2013.

³ Vgl. hierzu Suchánek, Marek: Národní tábor fašistický. Brněňští fašisté v letech 1939-1941 [Das Nationale Faschistische Lager. Die Brünnener Faschisten in den Jahren 1939-1941]. In: Brno v minulosti a dnes 18 (2005), 367-384. – Vykoupil, Libor: Český fašismus na Moravě [Der tschechische Faschismus in Mähren]. Brno 2013.

Der vorliegende Band stellt 43 Orte und Personen vor. In kurzen Texten erhält der Leser grundlegende Informationen zur Geschichte bzw. zum historischen Hintergrund, eingeordnet in den zeithistorischen Kontext und nicht selten durch persönliche Erinnerungen von Zeitzeugen ergänzt. Am Beginn der zeitlichen Achse steht der Einmarsch der Wehrmacht in Brünn am 15. März 1939, am Ende die Befreiung Brünns am 26. April 1945 und die Aufbahrung gefallener sowjetischer Soldaten auf dem heutigen Mährischen Platz (Moravské náměstí) vor der Ruine des Deutschen Hauses. Die beiden Herausgeber des Bandes, die Historiker Alexandr Brummer und Michal Konečný, erinnern an die Atmosphäre in Brünn unter dem Hakenkreuz, an die unmittelbar mit der Okkupation der Stadt einsetzende Verfolgung von Juden, Andersdenkenden, Sinti und Roma sowie Homosexuellen. Manifestationen der NS-Propaganda, eine zielgerichtete Germanisierung der Stadt, das Treiben der Gestapo und die Zuarbeit ihrer auch tschechischen Informanten, aber auch von der herrschenden braunen Ideologie geprägte bauliche Eingriffe in das äußere Bild der Stadt bestimmten das Leben im besetzten Brünn. Der systematischen Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Brünns, deren Gemeinde rund 12000 Mitglieder zählte, sind mehrere Lemmata gewidmet, die sich auch mit der im März 1939 von den Nationalsozialisten in Brand gesteckten Großen Synagoge, der Sammelstätte der zur Deportation bestimmten Juden (am Gebäude erinnert heute eine Gedenktafel an deren Schicksal) und den nächtlichen Transporten per Straßenbahn zum Brünner Hauptbahnhof befassen.⁴ Kaffeehäuser wie das Esplanada oder das Museum wurden zu Schauplätzen der Diskriminierung oder tätlicher Übergriffe, das jüdische Gymnasium führte bis 1941 ein noch toleriertes Dasein, Studentenwohnheime und andere Gebäude dienten den Besatzern als Gefängnisse, Folterhöhlen und Exekutionsplätze.

Manche Aspekte hätten freilich eine differenziertere Betrachtung verdient: Das 1867 gegründete Deutsche Polytechnikum wird etwas voreilig (mit dem Hinweis auf zwei Professoren und die nationalsozialistisch infiltrierte Studentenschaft) als Bastion des Nationalsozialismus charakterisiert, das gegenüberliegende Deutsche Staatsgymnasium findet gar keine Erwähnung. Zwar sind die Verfasser beim Deutschen Haus um ein ausgewogeneres Bild bemüht, doch gipfelten die politischen Provokationen nicht am Vorabend des „Heldengedenktages“ (dem 12., nicht dem 11. März), sondern erst im Verlaufe dieses Tags und das auch nicht im Deutschen Haus! Auch die Rolle des Städtischen Theaters in der Besatzungszeit bedarf noch weiterer Forschung.⁵ Wie Katharina Wessely im Ausblick ihrer Dissertation über das Brünner Deutsche Theater andeutet, wurde dieses der gleichgeschalteten Propagandamaschinerie des „Dritten Reiches“ eingegliedert – Schauspielkunst wurde aber dennoch geboten. Ähnlich differenziert muss auch die Rolle des „Künstlerhauses“ ge-

⁴ Eine Ausstellung 2012 im Mährischen Landesmuseum Brünn hat dieses Thema anhand zeitgenössischer Quellen verdeutlicht. Vgl. *V utrpení a boji. Brněňští Židé v osudových momentech XX. století [Im Leiden und im Kampf. Die Brünner Juden in den Schicksalsmomenten des 20. Jahrhunderts]*. Brno 2012.

⁵ *Wessely, Katharina: Theater der Identität. Das Brünner deutsche Theater der Zwischenkriegszeit*. Bielefeld 2011.

sehen werden, gerade mit Blick auf die Ausstellungspolitik, die nicht ausschließlich „Propaganda“ beinhaltet; Gleiches gilt für das Zeitungs- und Verlagswesen in Brünn.

Das sind allerdings Kleinigkeiten, der Gesamteindruck, den das Buch vermittelt, ist positiv. Es bietet in komprimierter Form fundierte Informationen und leistet verdienstvolle Aufklärung über Orte und Personen, die sich als Stätten bzw. Repräsentanten der NS-Politik in das Gedächtnis der Stadt eingeschrieben haben. Viele der behandelten Gebäude stehen – in anderer Funktion und Nutzung – noch heute.

Leipzig

Thomas Krzenck

Darowska, Lucyna: Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus.

Transcript Verlag, Bielefeld 2012, 528 S., ISBN 978-3-8376-1783-2.

Zu Milena Jesenská, die 1944 im Konzentrationslager Ravensbrück starb und die 1995 in Anerkennung ihrer Verdienste um jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger den Ehrentitel einer Gerechten unter den Völkern erhielt, liegt eine breite wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur vor, was unter anderem auch mit ihrer Freundschaft zu Franz Kafka zusammenhängt. Lucyna Darowska hat einen anderen Zugang als die bisherigen Biografen gewählt und Jesenskás Wirken aus der Perspektive der neueren Biografie- und Widerstandsforschung analysiert. Dafür hat sie ein eigenes Forschungsdesign entworfen, das auf Elementen der politikwissenschaftlichen Biografie- und der Sozialisationsforschung beruht, sowie Impulse aus der Forschung zum Feminismus und aus Arbeiten zur widerständigen Praxis aufgenommen.

Diesen Grundlagen widmet Darowska gut 160 Seiten: Auf die Vorstellung der Forschungslage folgen Kapitel, in denen sie definitorische Zugänge schafft, sich mit der Problematik der Kategorisierung von Widerstand auseinandersetzt sowie die moralischen und politischen Dimensionen widerständiger Praxen erörtert. In einem Kapitel definiert Darowska Orte der Widerständigkeit im Nationalsozialismus auf dem Feld der wirkungsvollen Konstruktionen von Normalität und Moral.

In einem weiteren Kapitel analysiert die Autorin strukturelle Zusammenhänge der Sinngebungspraxis und der Handlungsbefähigung des widerständigen Menschen. Sie fragt nach dem Verhältnis des Subjekts zu sich selbst, zum Anderen – wobei sie die Liebe als moralische Dimension der Handlungswirksamkeit einbezieht – und zur Nation, beschreibt den widerständigen Menschen aber auch als einsam. Für die Entscheidung zum Widerstand identifiziert sie die Dialogizität als entscheidenden Faktor sowie Menschlichkeit und empathische Reaktionen auf das Unerträgliche. Ferner diskutiert sie die Frage nach einem spezifisch weiblichen Moralbegriff und einer weiblichen dyadischen Beziehung des „Ich“ und „Du“ und diskutiert, wie militantes Heldentum entsteht. Ihre Abhandlung der Strukturen schließt Darowska mit der subjektiven Sinngebung ab.

Die hier kurz zusammengefassten Kapitel zum Forschungsdesign und zur widerständigen Praxis bestehen durch eine fundierte Kenntnis der wissenschaftlichen

Widerstandsdiskurse. Der Arbeit wäre allerdings sehr zuträglich gewesen, die politikwissenschaftlich-philosophischen Überlegungen direkt mit Jesenská zu verbinden. So kommt der Leser erst auf Seite 175 zum eigentlichen Thema der Arbeit.

In vier umfassenden Kapiteln stellt Darowska das Leben und Wirken Jesenskás vor, wobei es legitim erscheint, dem für die Arbeit zentralen Thema des Widerstands drei biografische Kapitel voranzustellen. Im ersten dieser Kapitel schildert sie Jesenskás Kindheit und Jugend, wobei sie unter anderem auf die Beziehung zu Vater und Mutter sowie auf das bürgerliche Umfeld eingeht, in dem Jesenská aufwuchs. Ihre Politisierung sei das zentrale Movers ihrer Arbeit als Journalistin gewesen und habe zu ihrer Begeisterung für den Kommunismus geführt. Jesenskás Widerständigkeit verortet Darowska zutreffend im Kontext der verschiedenen innenpolitischen Krisen der Ersten Tschechoslowakischen Republik und der wachsenden außenpolitischen Bedrohungen.

Das sechste Hauptkapitel der Darstellung ist in seiner Betrachtung des Widerstands Jesenskás als Kern der Arbeit zu bezeichnen. Darowska bietet hier zunächst einen Überblick über die politische Situation im Protektorat und beschreibt in der gebotenen Kürze die unterschiedlichen tschechischen Widerstandsgruppen. Das anschließende Unterkapitel ist der Untergrundzeitschrift „V boj“ (In den Kampf) gewidmet, an der sich Jesenská beteiligte. Der letzte Abschnitt gilt der Zeit im Konzentrationslager Ravensbrück und Jesenskás Tod. Darowska analysiert Jesenskás Selbstsicht, ihr Verhältnis zu den Vertreterinnen und Vertretern des Regimes und das Beziehungsgeflecht unter den weiblichen Häftlingen des Lagers.

Darowska bietet eine überzeugende Betrachtung der Werte, die Jesenskás widerständigem Verhalten zugrunde lagen. Sie sieht Empathie und Verbundenheit, engagierte soziale und politische Haltung, subjektives Verantwortungsbewusstsein, kritische Reflexion, Mut zur Menschlichkeit als wesentliche Momente der Widerständigkeit Jesenskás (S. 435).

An diesem Punkt hätte die Arbeit ein schlüssiges Ende finden können. Indessen folgt ein weiteres Kapitel, in dem Darowska einen exemplarischen Vergleich zwischen dem Attentat auf Reinhard Heydrich und dem Widerstand Jesenskás versucht. Dieses Unternehmen, das Darowska mit der außerordentlichen Bedeutung des Attentats begründet, erscheint aber fragwürdig, schließlich wurde das Attentat auf Heydrich von der tschechoslowakischen Exilregierung in London geplant und durchgeführt. Die Umstände, unter denen der Heimatwiderstand, dem auch Jesenská zuzurechnen ist, agierte, waren vollkommen andere. So wirkt dieses Kapitel auch etwas deplatziert.

Insgesamt bietet die Arbeit von Lucyna Darowska aber eine überaus interessante Perspektive auf den Widerstand Milena Jesenskás gegen den Nationalsozialismus, die zum Nachdenken anregt. Schade ist, dass Darowska die tschechische Forschung kaum berücksichtigt hat. Doch mit ihrer Multiperspektivität und Theorietiefe kann sie für die Widerstandsforschung in Deutschland wie in Tschechien wichtige Impulse bieten.

Bauer, Yehuda: Jüdische Reaktionen auf den Holocaust.

Lit Verlag, Berlin, Münster 2012, 232 S., ISBN 978-3-643-10958-3.

Unter den zahlreichen Büchern des in Prag geborenen israelischen Historikers Yehuda Bauer nimmt sein Werk über die jüdischen Reaktionen auf die Shoah eine Sonderstellung ein. Bauer wendet sich hier der für das jüdische Selbstverständnis schmerzlichen Frage zu, ob die Juden nur Objekte des Geschehens waren. Anhand zahlreicher Beispiele rekonstruiert er, wie Möglichkeiten zu Handeln genutzt wurden, beschreibt erfolgreiche wie erfolglos gebliebene Versuche, Menschen zu retten und Widerstand zu leisten.

Das Buch ist in 22 Kapitel gegliedert. Jedes dieser Kapitel befasst sich mit mehreren Etappen der Entwicklung der jüdischen Gemeinschaften und der Politik ihnen gegenüber in einzelnen europäischen Ländern – angefangen von der jeweiligen kulturellen und ideologischen Basis des Antisemitismus über die kontinuierlich repressiver werdende jüdenfeindliche Politik bis hin zur Deportation und Ermordung der Juden in den Konzentrationslagern im besetzten Polen. Bauer orientiert sich dabei an der bewährten Einteilung nach Opfern, Tätern und Zuschauern – also den Juden, den aktiven Mördern und der gleichgültigen Mehrheit –, wobei er auf die Überschneidungen und die Tatsache, dass auch Opfer zu Täter werden konnten, verweist. Zudem geht er auf das Phänomen des „sozialen Holocaust“ ein, das von der Forschung anhand vieler Beispiele beschrieben worden ist, also auf die Isolation der Juden durch die Mehrheitsgesellschaft, ihren Ausschluss aus dem wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Leben sowie ihre Enteignung durch die „Arisierung“. Er schildert die unterschiedlichen Formen des Antisemitismus und identifiziert die sogenannten lokalen Aggressoren einschließlich der Repräsentanten der staatlichen Exekutive, die die jüdenfeindlichen Maßnahmen umsetzten.

Ich erlaube mir, mich im Folgenden auf einige Besonderheiten des slowakischen Falls zu konzentrieren, für dessen Darstellung Bauer an sein Buch „Freikauf von Juden?“ von 1996 anknüpft.¹ Wie in anderen Ländern auch wurde die jüdische Gemeinschaft in der Slowakei ab 1938 zum Objekt jüdenfeindlicher Gesetze und Verordnungen, allerdings mit einem nicht unerheblichen Unterschied etwa zu Polen: Während der ersten Deportationswelle war der Slowakische Staat unter der Führung des katholischen Priesters Jozef Tiso nicht von deutschen Truppen besetzt. Für jeden deportierten Juden zahlte die Slowakei dem Deutschen Reich 500 RM. Die Transporte wurden von März bis Oktober 1942 (nicht September, wie Bauer auf S. 153 schreibt) von slowakischen Behörden und Sicherheitsorganen durchgeführt. Zu dieser Zeit war die sogenannte Arbeitsgruppe (Pracovná skupina) unter der Führung von Chaim Michael Dov Weissmandl und Gisi Fleischmann die einzige handlungsfähige jüdische Organisation. Bauer schildert die Reaktionen der Arbeitsgruppe auf die schwierige Lage, in der sie sich nach der Aufnahme der „wirtschaftlichen Kollaboration“ mit dem korrupten deutschen Berater Dieter Wisliceny einerseits, dem völligen Scheitern ihres „Europa-Planes“ andererseits befand, sehr präzise und zutreffend.

¹ *Bauer, Yehuda: Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945. Frankfurt/Main 1996.*

Indessen halte ich die Charakterisierung der „Judenzentrale“ (Ústredňa Židov), der sich Bauer nur am Rande widmet, für problematisch. Denn es handelte sich bei dieser keineswegs um einen „Judenrat“ (S. 153), wie ihn die Deutschen überall dort einsetzten, wo sie selbst das Sagen hatten. Diese „Judenräte“ waren Institutionen, die die Nationalsozialisten den jüdischen Gemeinschaften aufzwangen und die sie kontrollierten, weshalb sie der jüdischen Öffentlichkeit als Kollaborateure galten. Die slowakische „Judenzentrale“ wurde im September 1940 zwar auf unmittelbare Veranlassung Wislicenys hin gegründet, faktisch stimmte der Slowakische Staat ihrer Einrichtung aber zu und übernahm auch die Kontrolle über sie. Die Zentrale sollte alle Juden in der Slowakei vertreten und zugleich als Verhandlungspartnerin bei deren „Aussiedlung“ aus dem Land fungieren. Die Rolle, die sie spielte, war äußerst widersprüchlich, was an ihrem begrenzten Handlungsspielraum lag – sie unterstand dem Befehl der slowakischen Regierung und Anweisungen des Zentralen Wirtschaftsrates – und lässt sich auch auf die heterogene Zusammensetzung zurückführen. In der Zentrale waren sehr unterschiedliche Leute vertreten, erfahrene und vorsichtige Mitarbeiter, stumpfe Bürokraten, aber auch korrumpierbare und zwielichtige Gestalten. Zugleich entstand innerhalb der Judenzentrale die Widerstandsgruppe um die Zionistin Fleischmann, die Rettungsaktionen nicht nur für slowakische Juden organisierte.

Das Handeln der Zentrale lässt sich also schwer als eindeutig positiv oder negativ bewerten. Manche ihrer Aktionen bleiben auch unverständlich – so z.B. die Aufforderung an die Juden, sich „freiwillig“ in die Arbeitslager auf slowakischem Boden zu begeben, obwohl diese allgemein (vor allem ab 1944) als Durchgangsstationen nach Auschwitz galten. Trotz einiger zweifelhafter und zum Teil auch kontraproduktiver Positionen, die die Judenzentrale in Bratislava gegenüber der „Judenpolitik“ des Slowakischen Staates bezog, muss – mit Bauer – betont werden, dass sich ein ganzes Spektrum von Reaktionen auf die Shoah feststellen lässt, zu dem auch Widerstand gehört, sei es mit der Waffe in der Hand, sei es mit der Organisation von Rettungsaktionen, deren Erfolg jedoch von vielen Faktoren abhing.

Bauer beantwortet mit seinem Buch eine ganze Reihe von Fragen, die die Reaktionen auf den Holocaust in Europa betreffen. So bietet er z.B. eine differenzierte Beurteilung der Beteiligung hochrangiger Funktionäre des ungarischen Judenrates an Aktionen gegen die Deportationen von 1944. Er legt den Hintergrund dieser Deportation auf breiter Quellengrundlage offen und rekonstruiert den Gang der Verhandlungen zwischen den Repräsentanten der ungarischen Juden und den Deutschen, deren Erfolg mit der Erfüllung der deutschen finanziellen Forderungen stand oder fiel. So sollte der Weg zu weiteren Verhandlungen mit Vertretern der SS von der Aktion „Blut gegen Ware“ geebnet werden (S. 161), die eine Ausreise von Juden aus Ungarn gegen umfangreiche Warenlieferung vorsah. Bauer weist hier besonders auf die Rolle des „deutschen Beraters in jüdischen Angelegenheiten“, Wisliceny, hin, der auch nach dem Abbruch der Gespräche Kontakte zur jüdischen „Arbeitsgruppe“ in Bratislava unterhielt und dem die ungarischen wie slowakischen jüdischen Organisationen unbegründetes Vertrauen entgegenbrachten. Die Bemühungen Rudolf Kasztners oder Joel Brands, Leben zu retten, scheiterten zwar, aber sinnlos waren sie sicher nicht.

Yehuda Bauers „Jüdische Reaktionen“, die vor 20 Jahren in hebräischer Sprache zum ersten Mal erschienen sind und nun endlich auch auf Deutsch vorliegen, bilden einen wichtigen Teil seines umfassenden Gesamtwerks über die Shoah und seines Anliegens, Juden nicht nur als Opfer sondern auch als handelnde Subjekte – als Akteure des Widerstands – zu zeigen.

Bratislava

Katarína Hradská

Röger, Maren/ Leiserowitz, Ruth (Hgg.): Woman and Men at War. A Gender Perspective on World War II and its Aftermath in Central Eastern Europe.

Fibre, Osnabrück 2012, 342 S., ISBN 989-3-938400-83-8.

Bei der Tatsache, dass im Titel dieses Sammelbandes die Frau im Singular und die Männer im Plural erscheinen, handelt es sich wohl um nichts weiter als um einen Schreibfehler, eine Erklärung dafür bietet der Band jedenfalls nicht. Es geht darin also um Frauen und Männer im „Ostkrieg“, um eine geschlechtergeschichtliche Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg in Ostmittel- und Osteuropa, um die Teilnahme von Männern und Frauen am Krieg und darum, auf welche Art sie in dieses Geschehen involviert waren.

Der Band bündelt die Beiträge einer Konferenz des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Warschau, die im April 2011 unter dem Titel „Dynamization of Gender Roles in Wartime: World War II and its Aftermath in Eastern Europe“ stattgefunden hat. Der Blick richtet sich auf die Armeen und auf die Partisanenverbände sowie auf die Bevölkerungen der besetzten und der mit Deutschland verbündeten Länder und dabei auch auf Kontakte und (sexuelle) Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Es finden sich Beiträge in nationalgeschichtlicher Perspektive zu Polen (Łukasz Kielban, Maren Röger und Barbara Klich-Kluczewska), Lettland (Mara Lazda und Vita Zelče), Litauen (Ruth Leiserowitz), Jugoslawien (Barbara Wiesinger), Ungarn (Andrea Pető), Bulgarien (Georgeta Nazarska, Sevo Yavashev), Russland (Irina Rebrova) und zur Ukraine (Olena Petrenko) sowie mit der Perspektive auf die Besetzungspraxis der Wehrmacht (Franka Maubach), zur Sicht auf die nationalsozialistische Umsiedlungspolitik (Elisabeth Harvey) und zur Roten Armee (Kerstin Bischl).

Der Band gliedert sich in vier Themenblöcke: „Gender Roles: The Power of Ideologically and Autobiographically Gendered Interpretive Models“, „Gender Roles and Gender Identities in Armies“, „Gender Roles and Gender Identities in Partisan Movements“ sowie „Post-War: (Dis-)Continuities and Memories“. Einige Beiträge sind dabei eher frauen- als geschlechterhistorisch angelegt; einige unternehmen vor allem eine Bestandsaufnahme und wieder andere bieten umfassende theoretische Reflektionen. Da sowohl die aktive Teilhabe von Frauen am Krieg als auch sexuelle Beziehungen sowie sexualisierte Gewalt im Krieg häufig tabuisiert oder politisch instrumentalisiert wurden, hat sich auch die historische Forschung in besonderer Weise mit der Geschichts- und Erinnerungspolitik auseinanderzusetzen.

In der Rezension möchte ich nun nicht auf die einzelnen Beiträge eingehen, sondern die Ausgangsthesen und Ansätze der Herausgeberinnen diskutieren. Diese

konstatieren in der Einleitung, die Geschlechterverhältnisse im Zweiten Weltkrieg seien für Ostmitteleuropa weitgehend unerforscht, da die meisten Studien mit dem Jahr 1939 endeten oder erst 1945 ansetzten. Für das Desiderat machen sie auch die Fachkultur in den Ländern Ostmitteleuropas verantwortlich, die geschlechter- und erinnerungsgeschichtliche Ansätze lange Zeit ignoriert habe, und verweisen nicht zuletzt auf das sozialistische Erbe, das sich auch in der Herangehensweise einiger Autor/innen abbilde. Mit dem Band soll also eine Lücke geschlossen und zu weiterer Forschung angeregt werden, zugleich ist dieser in der Tradition früherer Konferenzen und eines Sammelbands des DHI Warschau zur Geschlechtergeschichte zu sehen.¹ Wie dieser trägt auch der vorliegende Band teils disparate Forschungsansätze zusammen, wogegen zunächst wenig einzuwenden ist; dennoch fragt man sich, ob nicht heute andere Maßstäbe anzusetzen wären als in den neunziger und frühen 2000er Jahren. Geschlechterforschung ist inzwischen auch in Ostmitteleuropa ein institutionalisiertes Feld, und die von den Herausgeberinnen vorgebrachte Behauptung, fundierte Geschlechterforschung fände vor allem in deutsch- und englischsprachigen Foren statt, greift wohl etwas zu kurz. So ist z. B. der Sammelband von Nancy M. Wingfield und Maria Bucur zu „Gender and War in Twentieth-Century Eastern Europe“ schon 2006 erschienen und er umfasst auch Beiträge aus der Feder von Forscher/innen, die in der Region verankert sind; dass er auf Englisch erschienen ist, schmälert deren Leistung ja nicht.²

Es trifft zu, dass die historische Genderforschung, die in den letzten Jahrzehnten mächtige Fortschritte gemacht hat, das Thema Ostmitteleuropa im Zweiten Weltkrieg bislang weitgehend ausgespart hat. Doch darf dabei nicht übersehen werden, dass die Frage nach dem Einfluss der Weltkriege auf die Geschlechterverhältnisse keineswegs neu ist. So heben die Herausgeberinnen selbst schon in den ersten Sätzen der Einleitung auf die Idee des „Double Helix“ ab. Der wegweisende Aufsatz von Margaret R. Higonnet und Patrice L.-R. Higonnet, erschienen 1987,³ fasst unter ebendiesem Titel folgende Überlegungen zum Einfluss der Weltkriege auf die Geschlechterverhältnisse zusammen: Wie bei einer Doppelspirale (bekannt vor allem als Verbildlichung der DNA) blieb demnach während und nach den Weltkriegen der Abstand zwischen dem sozialen Prestige der männlich definierten und der weiblich definierten Aufgaben erhalten, auch wenn Frauen auf die Posten der Männer nachrückten. War also ein Arbeitsfeld vor dem Krieg prestigeträchtig und männlich codiert, wurde mit dem Weggang der Männer an die Front ebendiese neue Aufgabe prestigeträchtiger, und das Prestige der nunmehr von Frauen erledigten Arbeit sank. Mit der Rückkehr der Männer von der Front setzte zwar keine völlige Rückkehr zu den alten Arrangements ein, aber mehr soziale Anerkennung fanden erneut die Auf-

¹ *Gebmacher, Johanna/Harvey, Elizabeth/Kemlein, Sophia* (Hgg.): Zwischen Kriegen: Nationen, Nationalismen und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa 1918-1939. Osnabrück 2004.

² *Wingfield, Nancy M./Bucur, Maria* (Hgg.): Gender and War in Twentieth-Century Eastern Europe. Bloomington 2006.

³ *Higonnet, Margaret R./Higonnet, Patrice L.-R.*: The Double Helix. In: *Higonnet, Margaret R./Jenson, Jane/Michel, Sonya/Collings Weitz, Margaret* (Hgg.): Behind the Lines. Gender and the Two World Wars. New Haven 1987, 31-47.

gaben, die Männer übernahmen. Ergänzend kann noch hinzugefügt werden, dass der Abstand zwischen dem Ansehen von Männern und Frauen unterschiedlich groß sein kann und dass dies offenbar mit der sozialen Hierarchie korrespondiert: Wo der Abstand zwischen den sozialen Schichten geringer ist, scheint auch der zwischen den Geschlechtern geringer zu sein.

Nun behaupten die Herausgeberinnen, dieses Modell würde für Ostmitteleuropa nicht zutreffen; die Doppelspirale sei dort vielmehr „deformiert“ worden (S. 10). Dies sei auf die Kontinuität in den Geschlechterbeziehungen nach 1945 und auf den Einfluss von „unbelievable brutality“ zurückzuführen (S. 12). Demnach ging die alte Ordnung in einem Meer von Gewalt unter, und da die neue Ordnung ebenso brutal errichtet wurde, konnte der traditionelle Abstand nicht wieder hergestellt werden. Man könnte auch sagen, die Männer gewannen ihr Prestige nicht zurück, was ja an sich eine interessante These wäre.

Leider wird auf die Deformierung der Doppelspirale in keinem der Aufsätze explizit eingegangen. Und dabei legen die dort ausgeführten Beispiele andere Schlussfolgerungen durchaus nahe. So wird etwa in allen Beiträgen zu den Partisanenbewegungen angeführt, dass Frauen nur ungern zum Waffendienst zugelassen wurden und es da, wo die Partisanen zum Vorbild avancierten, die Männer waren, deren Kampf nach dem Krieg heroisiert wurde. Frauen wurden in der Rolle der Helferin gezeigt. Allgemein war es wohl so, dass die Kriegsteilnahme den Abstand zwischen Männern und Frauen, die auf derselben Seite der Front standen, verringerte, während der soziale Abstand zwischen den Kriegsparteien (also den vermeintlich überlegenen und unterlegenen „Rassen“) zunahm. So gab es auf der anderen Seite der Front die Wehrmachtshelferinnen, die ihr Ansehen als Besatzerin genossen, aber selbstverständlich nicht die gleiche Position einnahmen wie die männlichen Angehörigen der Wehrmacht. Nach dem Krieg zogen sie sich auf vermeintlich weibliche Aufgaben zurück und konnten, das zeigt etwa das Beispiel der ungarischen Kollaborateurinnen (Pető), mit milderer Sanktionen rechnen. Frauen erschienen nach dem Krieg nicht in der Täterrolle, sondern wurden in der Rolle der Verführten oder der Opfer gesehen.

Auch in der Roten Armee war das Ansehen der Frauen geringer als das der Männer, ihr Einsatz war weniger geschätzt. Frauen wurden dort offenbar häufig sexuell belästigt und so in Beziehungen zu einem „Beschützer“ gedrängt. Bischl interpretiert die sich hier offenbarende Frauenverachtung gar als die Vorstufe der Massenvergewaltigungen in den eroberten Gebieten.

Wo es jenseits der sexualisierten Gewalt um sexuelle Beziehungen zwischen Männern und Frauen geht, erscheinen auch diese einer traditionellen Hierarchie unterworfen; die Frauen gehörten in der Regel den unterworfenen Völkern an; Männer waren in der Rolle der Eroberer dabei in einigen Fällen wohl auch attraktiv. All dies spricht dafür, dass ein Abstand in der Wahrnehmung männlicher und weiblicher Rollen auch in Ostmitteleuropa während des Zweiten Weltkriegs erhalten blieb. Und in der Nachkriegszeit kamen Frauen zwar für Arbeitsplätze in Frage, die ihnen zuvor verschlossen gewesen waren oder bekamen als Lohn für ihre Rolle in der Partisanenbewegung das Stimmrecht wie in Jugoslawien; ein Abstand in den Rollenzuschreibungen und der Bewertung der Tätigkeit von Männern und Frauen

blieb aber erhalten. Dies bildet sich klar in den Beiträgen ab, die sich auch mit der Nachkriegszeit befassen, wie z.B. in den Ausführungen von Klich-Kluczewska zur polnischen Reproduktionspolitik, die vor allem zeigen, wie sehr Frauen auf die Rolle der Gebärenden festgelegt wurden, ohne dass damit ein Zuwachs an Rechten oder an sozialem Prestige verbunden war.

Der Band enthält eine ganze Reihe lesenswerter Texte – hervorzuheben wären hier die Aufsätze von Pető, Bischl und von Klich-Kluczewska. Doch kann er die Lücke, die die Herausgeberinnen eingangs beschreiben, kaum füllen, da die Beiträge insgesamt zu disparat sind und auch über die Einleitung nicht wirklich zusammengeführt werden.

Regensburg

Natali Stegmann

Spieker, Ira/Bretschneider, Uta (Hgg.): Lebens(um)wege. Flucht, Vertreibung und Neubeginn in biographischen Skizzen.

Volkskundliche Kommission für Thüringen, Erfurt 2011, 234 S., zahlr. Abb. (Thüringer Hefte für Volkskunde 19), ISBN 978-3-942411-50-9.

Der politische und auch wissenschaftliche Umgang mit dem Flucht- und Vertreibungsgeschehen der vierziger Jahre, von dem europaweit mehr als 14 Millionen Menschen betroffen waren, ist sowohl im internationalen als auch im innerdeutschen Kontext nach wie vor von erinnerungskulturellen „Fallstricken“ durchzogen. Auf der einen Seite steht hier eine Forschungstradition, die etwa mit Eva und Hans Henning Hahn gerade den „organisierten Vertriebenen“ attestiert, „keinen Raum für das lebendige Erinnern“ geboten zu haben,¹ und ihnen zugleich einen großen Einfluss auf die (bundes)deutsche Politik und Gesellschaft der Nachkriegszeit zuschreibt. Auf der anderen Seite hält sich dauerhaft die entgegengesetzte These einer langjährigen „Tabuisierung“ der Vertreibungserfahrung, wofür sich zuletzt Belege in den Arbeiten von Andreas Kossert und Michael Schwartz fanden.²

Annäherungsmöglichkeiten an das Thema gibt es viele. Die Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes, die beide in der volkswissenschaftlichen Abteilung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. in Dresden tätig sind, wählen den Blick auf die individuelle Erfahrung und Erinnerung, wie sie sich in lebensgeschichtlichen Interviews mit Betroffenen manifestiert. Die entsprechenden Beiträge der Publikation – verfasst von Studentinnen und Studenten der Volkskunde – gehen zurück auf zwei Seminare an der Friedrich-Schiller-Universität Jena in den Jahren 2010 und 2011, die außerdem in eine Ausstellung im Hennebergischen Museum Kloster Veßra

¹ Hahn, Eva/Hahn, Hans Henning: Flucht und Vertreibung. In: François, Etienne/Schulze, Hagen (Hgg.): Deutsche Erinnerungsorte I. München 2009 [erstmalig 2001], 335-351, hier 351.

² Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2008. – Schwartz, Michael: Vertriebene und „Umsiedlungspolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945-1961. München 2004 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 61).

in Südthüringen mündeten. Eingeleitet werden diese Texte von zwei allgemeiner gehaltenen Beiträgen der Herausgeberinnen.

Ira Spieker analysiert die historische Deutung individueller Lebenserfahrungen im Dreiklang Erfahren – Erinnern – Erzählen. Biografisches Arbeiten erscheint dabei als Verbindung von Lebens- und Gesellschaftsgeschichte, Flucht, Vertreibung und Neuanfang stehen für einen „besonders gewaltsamen und tiefgreifenden Einbruch“ (S.12). Unter Anknüpfung an aktuelle Forschungen zu Erinnerungskultur und „kollektivem Gedächtnis“ werden verschiedene Modi der Erinnerung und deren Aufarbeitung herausgestellt. Dabei wird sowohl für die Bundesrepublik als auch für die DDR ein schneller Bedeutungsverlust des Themas konstatiert, für den sozialistischen Staat fassbar im offiziell verordneten Begriff der „Umsiedler“. Erst die politische Wende von 1989/90 führte hier zu einem erneuten Aufbrechen des Umgangs mit diesem Komplex. Gerade im europäischen Kontext, so die Mitherausgeberin, könne ein gemeinsames Nachdenken über Flucht und Vertreibung zur Überwindung historischer Gräben beitragen: „Geschichten [der Betroffenen] schaffen so Verständnis für Geschichte“ (S. 28).

Uta Bretschneider befasst sich in generationengeschichtlicher Perspektive mit dem Thema „Kindheit“ in den schwierigen Verhältnissen der Nachkriegszeit und angesichts der Vertreibungserfahrung. Neben Frauen jeden Alters und Senioren allgemein bildeten Kinder die größte Gruppe unter den Flüchtlingen und Vertriebenen. Nach Volker Ackermann kam ihnen als Bindeglied zwischen Einheimischen und Neuanrücklingen eine besondere Rolle im Integrationsprozess zu. Diese Ansprüche gingen mit großen psychischen und physischen Belastungen einher, die häufig nur unzureichend verarbeitet werden konnten. Erst seit einigen Jahren befassen sich verschiedene Forschungszweige intensiver mit der Untersuchung solcher Phänomene, so dass der Band auch einen kleinen Beitrag zur Beschäftigung mit den individuellen Spätfolgen von Flucht und Vertreibung liefern kann.

Anschließend an diese überblickshaft gehaltenen Vorüberlegungen finden sich im Hauptteil neun zum Großteil mit Pseudonymen versehene Porträts, die auf einer Mischung aus narrativen Passagen und Originalstimmen basieren. Sie stellen die Erfahrungen von in Thüringen aufgenommenen Heimatvertriebenen aus Ostpreußen, Pommern, (Nieder-)Schlesien und Böhmen vor. Den beiden letztgenannten Regionen sind zwei bzw. drei Beiträge gewidmet, die für verschiedene Aspekte der Real- und Erinnerungsgeschichte des Komplexes Flucht, Vertreibung, Neuanfang stehen.

Die schlesischen Beispiele thematisieren die Fluchterfahrung während des Vorrückens der Roten Armee, zeigen die Unwägbarkeiten des erzwungenen Weges nach Westen vom überstürzten Aufbruch mit nur wenigen Habseligkeiten über die Gefahren der Reise bis zur Ankunft in einer unbekanntenen Region. Paradigmatisch erscheint das Aufwachen ohne den im Krieg gefallenen oder sich in Gefangenschaft befindenden Vater.

Die böhmischen Fallbeispiele schildern das Schicksal von Vertriebenen, die allesamt aus dem ostböhmischen Braunauer Ländchen um Broumov/Braunau stammten und das Land mit mehr als tausend anderen über ein Lager in Meziměstí/Halbstadt im Zuge der „geregelten Vertreibung“ des Jahres 1946 verlassen mussten; die Phase

der „wilden Vertreibung“ wird nicht thematisiert. Nicht alle Deutschen waren von der Aussiedlung betroffen – dringend benötigte Arbeitskräfte bestimmter Branchen waren zu wichtig für die wiedererrichtete Tschechoslowakische Republik, für die Arbeit in Kohlegruben wurden auch Kriegsgefangene herangezogen. Einen Sonderfall stellen „Mischehen“ dar, Verbindungen zwischen einem tschechischen und einem deutschen Partner; hier war der Verbleib ebenfalls möglich. Gemeinsam ist den geschilderten Fällen die Empfindung einer Zurückweisung der eigenen Erfahrungen: „[Wir] waren ja nur Flüchtlinge, Vertriebene durfte ja nicht gesagt werden“ (S. 135), heißt es in einer der Lebensgeschichten. Darüber hinaus werden vielfältige Divergenzen und Ambivalenzen deutlich, die die ganze Bandbreite der Erfahrungen von einer vergleichsweise raschen Integration in der „neuen Heimat“ über Konflikte vor Ort bis hin zu dauerhafter Distanz zwischen alten und neuen Bewohnern umfassen.

Sinnvoll ergänzt werden die Personenporträts durch zahlreiche Abbildungen und kürzere Textabschnitte, die sich wiederum in übergreifender Perspektive Themenfeldern wie Politik, Religion und Kultur der Nachkriegszeit widmen, die für die Neuankommlinge in der Aufnahmegesellschaft – also hier der SBZ/DDR – von Bedeutung waren. Zugleich wird wiederholt der Vergleich zur Bundesrepublik gezogen. Auch dabei wird deutlich, dass zumindest die hier interviewten Personen eher von Marginalisierungserfahrungen betroffen waren, als dass sich eine größere Öffentlichkeit für ihr Schicksal interessiert hätte. So konstatiert Bretschneider in ihrem Beitrag abschließend, dass „[l]ange Jahre der Tabuisierung und des ausschließlich nicht-öffentlichen Redens über die Erfahrungen [...] hinter den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen [lägen]“ (S. 41). Sicher kann ein solcher Befund aufgrund der begrenzten Zahl der hier vorgelegten Fallstudien nicht uneingeschränkt verallgemeinert werden – er verdient gerade im Kontext widerstreitender Forschungsmeinungen gleichwohl Beachtung.

Chemnitz

Martin Munke

Friedl, Jiří: Češi a Poláci na Těšínsku 1945-1949 [Tschechen und Polen im Teschener Land 1945-1949].

Conditio humana o.s., Historický ústav AV ČR v. v. i., Praha, Brno 2012, 314 S., 44 SW-Abb., Namens- und Ortsregister, eine Karte (Monographiae 1), ISBN 978-80-7286-204-7; 978-80-905323-0-4.

Das Teschener Land bildete von der Gründung der Tschechoslowakei und Polens nach dem Ersten Weltkrieg an einen „Zankapfel“ zwischen den beiden Staaten. Seine Aufteilung 1920 stellte keine der beiden Streitparteien wirklich zufrieden, daher nutzte die polnische Tageszeitung *Rzeczpospolita* im Herbst 1938 die Gelegenheit, die die existenzielle Schwächung der ČSR bot, und forderte die Abtretung des strittigen Gebiets. Doch innerhalb eines Jahres verloren beide Staaten ihre Souveränität in der Folge der deutschen Aggression. Zu den Ergebnissen des Zweiten Weltkrieges gehörten ihre Wiederherstellung und damit auch eine Wiederauflage alter Konflikte.

Jiří Friedls neues Buch geht der Entwicklung des Zusammenlebens von Tschechen und Polen im Teschener Land (Těšínsko, Zaolzie, gemeint ist hier nur der zur ČSR

gehörende Teil des alten Teschener Landes) zwischen Kriegsende und 1949 nach. Friedl ist einer der besten Kenner der Zeitgeschichte in dieser multiethnischen Region, er kann sich auf eine breite Quellengrundlage stützen, die er in Auswahl in zwei Editionen selbst publiziert hat.¹ Die umfassende Einbeziehung auch regionaler Archive stellt eine wesentliche Stärke des Buches da, zudem zeigt die große Zahl an ausgewerteter Sekundärliteratur, dass die Zeit für eine Synthese reif war. In der Einleitung, in der Friedl einen Überblick über die Entwicklung des tschechisch-polnischen Konflikts bis zur Endphase des Zweiten Weltkrieges bietet, wird deutlich, wie viel Konfliktstoff das Thema noch lange Zeit enthielt; der Autor bemüht sich um eine ausgewogene Darstellung, wohl wissend, damit nicht immer beiden Seiten genügen zu können (z. B. S. 95, 99).

In den Frühjahrs- und Sommermonaten des Jahres 1945 richteten sich im Teschener Gebiet große Hoffnungen auf den Neuanfang, allerdings hatten die beiden Nationalitäten völlig unterschiedliche Vorstellungen. Der gemeinsame Bezugspunkt war die mitteleuropäische Krise des Herbstes 1938, doch während die tschechoslowakische Seite die elfmonatige Episode polnischer Souveränität im Teschener Gebiet als direkte Folge des bereits annullierten Münchner Abkommens wahrnahm, begriffen die Polen die traumatische Dimension, die dieses Ereignis für die Tschechen hatte, überhaupt nicht (S. 61). Zudem, so Friedl, nahmen sie auch im Zusammenhang mit der in Teheran und Jalta beschlossenen Westverschiebung Polens an, dass die Region die „ihre“ sein würde. So entstand ein „Streit unter Siegern“, in dem beide Seiten Hilfe bei der Sowjetunion suchten. Dafür, dass sich die Tschechoslowakei durchsetzte, spielte die gute Ausgangsposition der KSČ sicher eine Rolle; bezeichnend ist auch, dass diese bereits im Jahr 1945 über ein Presseorgan in polnischer Sprache verfügte.

Die Spielräume für die polnische Bevölkerung gestalteten sich in der neuen ČSR, die sich als Nationalstaat von Tschechen und Slowaken verstand, sehr eng. Minderheiten waren nicht willkommen. So stieß die Wiedereröffnung polnischer Schulen in der tschechischen Bevölkerung auf erbitterten Protest. In einer besonders schwierigen Lage befanden sich die etwa 6000 sogenannten Okkupanten – das waren polnische Staatsbürger, die in der Zeit nach dem Münchner Abkommen zugezogen waren –, sowie auch die „volkslistari“, also die Bewohner der besetzten polnischen Gebiete, die sich durch amtliche Eintragung in die Deutsche Volksliste zur deutschen Volkszugehörigkeit bekannt hatten, um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten und damit in den Genuss bestimmter Vorteile zu kommen. Außenpolitische und volkswirtschaftliche Rücksichten verhinderten jedoch eine Abschiebung dieser als besonders problematisch empfundenen Gruppen.

¹ Friedl, Jiří (Hg.): *Zaolzie w świetle szyfrogramów polskiej placówki dyplomatycznej w Pradze oraz Ministerstwa Spraw Zagranicznych w Warszawie, 1945-1949* [Das Teschener Gebiet im Lichte der Depeschen der polnischen diplomatischen Vertretung in Prag und des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten in Warschau, 1945-1949], Český Těšín 2007. – Ders. (Hg.): *Státní politika vůči polské menšině na Těšínsku v letech 1945-1949. Výběrová edice dokumentů* [Die staatliche Politik gegenüber der polnischen Minderheit im Teschener Gebiet in den Jahren 1945-1949. Edition ausgewählter Dokumente]. Český Těšín 2011.

Friedl argumentiert, dass die in der Nationalitätenfrage gemäßigt auftretende KSČ von der komplizierten Situation profitierte. Sie bot sich als Plattform an, über die die „Polen Einfluss auf das Geschehen in der Region nehmen und auf diese Weise auch ihre eigenen Interessen verteidigen konnten“ (S. 85).

Eine Schlüsselrolle für die weitere Entwicklung spielte das sogenannte Zusatzprotokoll zum tschechoslowakisch-polnischen Vertrag über Freundschaft und gegenseitigen Beistand vom 10. Februar 1947, und hier konkret die erklärte Absicht, alle strittigen Punkte binnen zweier Jahre zu klären – darunter auch die Klausel über die Stellung der Minderheiten. Friedl bezeichnet die polnische Initiative als „unangenehme Überraschung“ (S. 171) für Prag. Denn die KSČ musste ihre Position mäßigen, um in den innenpolitischen Auseinandersetzungen nicht als „propolnisch“ zu erscheinen und sich damit im innenpolitischen Machtkampf angreifbar zu machen. Während die Regierung in der Frage, wie mit den polnischen Bürgern umzugehen war, lavierte und taktierte, schuf das Protokoll immerhin einen Rahmen für weitere bilaterale Verhandlungen und eine Basis für die Durchsetzung eines Teils der Forderungen der polnischen Minderheit. Diese erzielte Erfolge auf dem sensiblen Gebiet des Schulwesens, genehmigt wurden auch ein Kultur- und Bildungsverein sowie eine Jugendorganisation. Zudem wurden Wege gesucht, die Auswirkungen des Retributionsrechts zu mildern, wobei die Initiative immer stärker auf die KSČ überging.

Die Angehörigen der polnischen Minderheit unterstützten die Machtübernahme der KSČ im Februar 1948 mehrheitlich. Mit diesem Wechsel verbanden sie – wie sich schon bald herausstellen sollte, zu Recht – die Hoffnung auf Gleichberechtigung mit der tschechischen Bevölkerung. Doch waren damit keineswegs alle Konflikte verschwunden, denn auch die Repräsentanten des neuen Regimes agierten vorsichtig im Umgang mit der polnischen Minderheit. Das lag nicht zuletzt daran, dass sie keinen Präzedenzfall schaffen wollten, auf den sich die ungarische Minderheit in der Slowakei hätte berufen können (S. 271). Im Frühjahr 1949 war jedoch klar, dass weder Polen noch die ČSR eine Fortsetzung des Grenzstreits wünschten und bereit waren, die Fakten und Vereinbarungen der vorangegangenen vier Jahre als Grundlage für das weitere Zusammenleben zu akzeptieren.

Das Teschener Gebiet ist nur ein kleiner Mosaikstein im großen Szenario der ethnischen Konflikte am Ende der vierziger Jahre, gemessen an den Zwangsmigrationen der Zeit ein Nebenschauplatz. Dennoch zeigt sich an diesem Fall das Zusammenwirken alter Konflikte, neuer zwischenstaatlicher und innenpolitischer Konkurrenzen und der Etablierung der volksdemokratischen Systeme unter der Ägide der Sowjetunion. Jiří Friedl bietet eine komplexe Analyse, die dicht an den Quellen und den Problemen vor Ort ist, die großen Zusammenhänge aber nicht aus dem Auge verliert.

Prag

Pavol Jakubec

Dvořák, Tomáš: Vnitřní odsun 1947-1953. Závěrečná fáze „očisty pobraní“ v politických a společenských souvislostech poválečného Československa [Innerer Abschub 1947-1953. Die Endphase der „Säuberung des Grenzlands“ im politischen und gesellschaftlichen Kontext der NachkriegsTschechoslowakei].

Matice moravská, Brno 2012, 469 S. (Knižnice Matice moravské 38), ISBN 978-80-86488-92-9.

Die staatlich organisierte Zwangsmigration großer Bevölkerungsgruppen gehört ohne Zweifel zu den markantesten Phänomenen des europäischen „Jahrhunderts der Extreme“. Gerade mit Blick auf die Ursachen, den Verlauf und die Folgen des Zweiten Weltkriegs hat ihm die Geschichtsschreibung große Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei nahm die Zwangsaussiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung aus den böhmischen Ländern in der tschechischen wie der deutschen akademischen Diskussion in den letzten 20 Jahren einen privilegierten Platz ein. Verbunden war damit eine gesamtgesellschaftliche Diskussion, die zumindest in Tschechien immer wieder durch ihre Lebhaftigkeit überraschte. Die Dissertation von Tomáš Dvořák (Masaryk-Universität Brünn), die gut sieben Jahre nach ihrer Verteidigung in einer erweiterten Buchform erscheint, bildet einen weiteren wichtigen Mosaikstein im Gesamtbild der Zwangsmigrationen, die nach Kriegsende auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik stattgefunden haben, indem sie dieses um die bislang weniger bekannten Umsiedlungsaktionen innerhalb des Landes ergänzt.

Das Buch zeugt von Dvořáks langjähriger intensiver Auseinandersetzung mit seinem Thema. Auf den ersten Blick macht es den Eindruck einer Synthese, bei genauerem Hinsehen entpuppt es sich aber eher als Sammlung von Studien. Neben dem umfangreichen Einführungskapitel, das einen Überblick über die Problematik der erzwungenen Migration der deutschsprachigen Bevölkerung aus ihren angestammten Wohnorten und ihrer Verteilung (nicht nur) im Landesinneren enthält, umfasst es Studien zu regionalen Besonderheiten. Hervorgehoben sei an dieser Stelle die Fallstudie über die sogenannte Akce J (Aktion J), in deren Rahmen nach 1948 verbliebene Deutsche aus allen Landesteilen nach Jáchymov (St. Joachimsthal) verbracht und in den dortigen Uranminen zur Arbeit eingesetzt wurden. Erwähnung verdient auch die Rekonstruktion der bisher praktisch unerforschten Auflösung der Enklave der südmährischen Charvaten (Kroaten) an der Grenze zu Österreich und ihre Umsiedlung ins Binnenland. Gerade der Perspektivenwechsel von der zentralen auf die regionale Ebene und die dort tätigen Institutionen eröffnet eine interessante Vergleichsperspektive und verdeutlicht die allgemeinen Züge der Zwangsumsiedlung ebenso wie die Besonderheiten einzelner Fälle bzw. Regionen.

Besonders gut ist das im Kapitel über die Umsiedlung der südmährischen Kroaten gelungen. Der einführende Abschnitt unter dem Titel „Die Geschichte einer (nicht-)kroatischen Gemeinde“ (S. 202) führt den Leser in die Welt der Alteingesessenen – und damit in ein bisher wenig bekanntes Thema der tschechischen Geschichte – ein. Dvořák fächert die verschiedenen Schichten staatlicher und regionaler Politik auf, wobei es ihm trotz der Breite des bearbeiteten empirischen Materials gelingt, die Darstellung übersichtlich zu halten, und zeichnet so im besten Sinne einer „dichten Beschreibung“ ein lebendiges Bild der historischen Realität.

Man kann dem Autor nur darin zustimmen, dass die Untersuchung der organisierten Zwangsaus- und -umsiedlungen einen tiefen Einblick „in die Atmosphäre der Zeit, die Gedankenwelt und die inneren Spannungen in der damaligen tschechischen Politik und Gesellschaft“ (S. 15) ermöglicht. Meiner Meinung nach hat Dvořák das Potential, das sein Thema für „die Analyse des damaligen Denkens, der Handlungsmuster und ihrer Beziehung zu den relevanten Ideologien“ (ebd.) während der sogenannten Dritten Republik birgt, aber nur partiell ausgeschöpft. Bedauerlicherweise hat er auf eine Darlegung seiner theoretischen und methodologischen Verankerung verzichtet. Seine Herangehensweise an das Thema kann man als traditionelle Politik- und Sozialgeschichte charakterisieren, wobei Dvořák die sozialen Phänomene, die er untersucht, als mehr oder weniger beabsichtigte Folgen staatlicher Politik versteht, deren Hauptakteure Politiker und Beamte auf unterschiedlichsten Ebenen sind. Das ist an sich kein Problem, allerdings versucht Dvořák auf der Grundlage von Quellen aus der höchst spezifischen Welt der Bürokratie und staatlichen Politik Aussagen über die gesamte tschechische Gesellschaft zu treffen. Sein Anspruch reicht so weit, „die Grundfragen des tschechischen Weges zur Einführung des kommunistischen Regimes und seiner stabilen Verankerung“ (S. 16) zu klären. Ausgestattet mit nicht viel mehr als dem grundlegenden Instrumentarium der tschechischen Variante der Totalitarismustheorie begibt er sich auf unsicheres Terrain: Die Konzentration auf die Ebene der Politik führt logischerweise zur Beschränkung auf die Vorstellungen der kollektiven Akteure, die bestimmte unterschiedliche „Staatspolitiken“ und Positionen – aber keineswegs „die Gesellschaft“ – repräsentierten. In Kombination mit einer gewissen Unlust des Autors, die Werturteile zu reflektieren, von denen er selbst ausgeht, gerät das Bild der Vergangenheit, das er zeichnet, so in eine Schiefelage. Denn in der von der Logik des Totalitarismusmodells geleiteten Interpretation sind nicht nur die Rollen der Bösewichte und der Helden bereits vorab verteilt, es gelangen auch verallgemeinernde Werturteile in die Erzählung. So gibt Dvořák seinen sonst streng akademischen, deskriptiven Stil in den deutenden Passagen zugunsten einer emotionalen Sprache auf und vermittelt klare Werturteile bei der Beschreibung der Akteure. Im Zusammenhang mit den Ereignissen nach der Machtübernahme durch die Kommunisten im Februar 1948 ist etwa vom „ungebildeten Pöbel, der die Macht ergriffen hat“ (S. 126) die Rede oder von der „sozial verkrüppelten entstehenden neuen Gesellschaft“ (S. 277). Zudem betrachtet Dvořák die Dritte Republik allzu häufig durch den Fokus ihres Endes und der auf den Februar folgenden Entwicklung, wodurch er ihr nicht nur die Eigenständigkeit abspricht, sondern sie auch zu einer Art traurigen Ouvertüre des Stalinismus macht.

Dvořák hat gute empirische Arbeit geleistet, sein Buch bildet in dieser Hinsicht ein würdiges Pendant zu Tomáš Staněks „Odsun Němců z Československa 1945-1947“ (Die Abschiebung der Deutschen aus der Tschechoslowakei 1945-1947), das schon lange ein Standardwerk ist. Doch die unreflektierten Wertungen einerseits, die mangelnde Bereitschaft, auf Bereiche außerhalb des staatlich-bürokratischen Apparates zu blicken andererseits, erlegen dem Erkenntnisgewinn gewisse Grenzen auf. Zwar verweist der Autor verschiedentlich auf den zeitgenössischen Diskurs, doch definiert er diesen weder, noch bezieht er ihn in seine Analyse ein. Auch unterbleibt die Frage nach den gesellschaftlichen Auswirkungen der Ideologie, für Dvořák nur

ein Instrument zur nachträglichen Legitimierung der Politik, und so dringt er nicht zum Kern des Problems vor – nämlich zu der für die tschechische Gesellschaft der zweiten Hälfte der vierziger Jahre so typischen Verbindung von Nationalismus und Sozialismus.

Nicht zuletzt ist der Umgang mit Sprache stellenweise problematisch. Zwar kann man der Behauptung zustimmen, dass „der Respekt vor der Historizität bestimmter Begriffe“ hilft, vom „Urteil über die Geschichte zu deren Analyse“ zu gelangen (S. 25), doch ist eine Begriffsanalyse nicht ohne eine gründliche Kontextualisierung möglich. Bei Dvořák unterbleibt diese Verortung im zeitgenössischen Diskurs, die Grenze zwischen der historischen Sprache und der Analyse verwischt mitunter, und das führt dazu, dass einige Schlussfolgerungen einen zumindest ambivalenten Klang haben.

Dvořáks Buch über den „Inneren Abs Schub“ bringt ohne Zweifel viel Neues auf einem bisher nur wenig bearbeiteten Themenfeld. Das Verdienst des Autors liegt vor allem in der empirischen Aufarbeitung der Umsiedlungsmaßnahmen innerhalb des Landes, die nach dem Abschluss der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei ein zentrales Element der „Deutschenpolitik“ der KSČ darstellte und auch in der zeitgenössischen Propaganda eine wichtige Rolle einnahm. Dvořák rekonstruiert diese Vorgänge sauber und erfüllt die dokumentarischen Ziele der Arbeit im vollen Umfang, geht aber in seiner Analyse nicht über konservative empirische Deskriptivität hinaus. Auch halte ich es nicht für besonders glücklich, dass er die längst ausgehandelte Terminologie für die Zwangsaussiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung aufgibt und den Begriff „odsun“ (Abschub) zumindest partiell rehabilitiert. Damit, und mit der mangelnden Rezeption aktueller methodologischer Impulse erweckt die Publikation den Eindruck von Verslossenheit – so, als weigere sich die tschechische Geschichtsschreibung, sich der Welt zu öffnen.

Praha

Jaromír Mrňka

Lozoviuk, Petr: Grenzland als Lebenswelt. Grenzkonstruktionen, Grenz wahrnehmungen und Grenzdiskurse in sächsisch-tschechischer Perspektive.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2012, 354 S., farbige und SW-Abb. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 41), ISSN 1439-782X; ISBN 978-3-86583-632-8.

Die Monografie des von 2003 bis 2012 am Dresdner Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde tätigen tschechischen Ethnologen Petr Lozoviuk knüpft an seine früheren Arbeiten zur Geschichte seines Faches im sächsisch-böhmischen bzw. deutsch-tschechischen Kontext¹ an und schließt zugleich das Hauptthema seiner Forschungen der letzten Dekade ab. Lozoviuk wendet sich der ethnologischen Feldforschung zu, bleibt aber bei der Konzentration auf diskursiv orientierte Frage-

¹ Siehe insbes. *Lozoviuk, Petr: Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen.* Leipzig 2008 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 26). – Vgl. auch einzelne Kapitel in *Ders.: Evropská etnologie ve středoevropské perspektivě* [Europäische Ethnologie in mitteleuropäischer Perspektive]. Pardubice 2005.

stellungen. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht die Raumwahrnehmung gegenwärtiger Akteure an der (Landes-)Grenze und damit die Frage, wie diese Raumvorstellungen und das Alltagsleben von Menschen sowie deren Handlungsstrategien bzw. Handlungsmuster prägt. Nicht fehlen dürfen auch Fragen nach kollektiven Identifikationsprozessen sowie grenzüberschreitenden Stereotypen. Dies alles wird doppelt in den historischen Kontext eingebunden: Erstens thematisiert Lozoviuk die Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert und verortet seine eigenen Beobachtungen darin. Zweitens nimmt er eine Gesellschaft in den Blick, die sich in einem beschleunigten strukturellen und diskursiven Wandel befindet, angestoßen durch die Wandlungen der spätmodernen Welt und die politischen Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte und eng verbunden mit den teilweise dramatischen Verschiebungen, die die Funktionalität und Wahrnehmung der Grenze in der heutigen Welt erlebt.

In diesem Sinne ist Lozoviuks Verständnis des Grenzraumes funktional und richtet sich daher implizit bei dessen Definition auf Grenzeffekte, d.h. auf jene diskursive und strukturelle Formen, die durch die Präsenz bzw. Nähe der Grenze bestimmt sind. Dies ist eine sinnvolle, weil dynamische Auffassung des Begriffs, auch wenn sie für empirische Analysen – etwa soziologischer und wirtschaftsgeografischer Art – zahlreiche praktische Schwierigkeiten in sich birgt.

In seinem analytischen Hauptteil legt sich Lozoviuk von vornherein auf die lokale Gesellschaft unmittelbar an der sächsisch-böhmischen Grenze fest, und zwar auf die Gemeinden Dolní Poustevna (Niedereinsiedel) und Sebnitz am nördlichen Rand der Sächsischen Schweiz. Diese Entscheidung lässt zwar die Dynamik der Grenzeffekte (im Sinne ihrer räumlichen Ausdehnung) als Forschungsfrage außen vor, doch gibt es für sie plausible Gründe: Lozoviuk befasst sich mit zwei Nachbargemeinden, die in den letzten Jahren durch den Grenzübergang mitten in der Ortschaft geprägt wurden, die als Siedlungsstrukturen aber inzwischen so gut wie zusammengewachsen sind und in ihrem eigenen Land eindeutig als strukturschwach gelten.

Hier zeigt sich übrigens die Ambivalenz der Grenznähe: einerseits die periphere Lage, die sich auch in der infrastrukturellen Abgeschlossenheit ausdrückt, andererseits die Möglichkeit, die Grenze zu überschreiten, um eben gegen dieses Symptom der Peripherität anzugehen. Dieser Ambivalenz wohnt noch eine weitere Ebene inne: Die Strukturschwäche an der Grenze eröffnet nicht nur Anreize und Möglichkeiten, spezifische Handlungsstrategien zu entwickeln, sie setzt die Anwohner auch unter Zugzwang. Lozoviuk zeigt sehr überzeugend, welche diskursiven Implikationen dies hat.

Vor der eigentlichen Analyse versucht er in einem einführenden Teil eine Annäherung an die Methodik und Methodologie ethnologischer Grenzforschungen. Er grenzt sich von einer Fixierung auf die strukturelle, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Bedeutung von Grenzen für eine lokale Gesellschaft ab und bekennt sich zu einer „europäisch-ethnologischen“ Perspektive, in der die „imaginativen, metaphorischen Bedeutungsdimensionen der diversen Grenzziehungen zu thematisieren“ sind (S. 24). Auch wenn dieses Postulat im Folgenden durchaus umgesetzt wird, steht die Arbeit doch in großen Teilen der traditionellen Orientierung nicht fern.

Das Postulat einer konsequenten komparativen Herangehensweise löst Lozoviuk nicht ein – man möchte sagen, dass dies gar nicht möglich ist –, im Unterschied zu dem Anliegen, zur „Rehabilitierung der Feldforschung als der zentralen Arbeitsmethode für den Gewinn von ethnografischen Daten“ (S. 25) beizutragen.

Besonders hervorzuheben ist, dass die Grenzlandforschung hier als eine grenzüberschreitende betrieben wird, wengleich auch die tschechische Gemeinde intensiver untersucht wird als die Gemeinde auf der deutschen Seite der Grenze. Die tatsächlich grenzüberschreitende Perspektive mag in der internationalen Grenzforschung kein Novum sein, um eine Selbstverständlichkeit handelt es sich aber noch lange nicht. Und so kann man die Arbeit von Lozoviuk als klaren Innovationsschub bezeichnen.

Doch nicht nur Grenze und Grenzraum, sondern auch Diskurs und Lebenswelt sind Gegenstand konzeptueller Annäherungen des Autors. Gerade über diese Themen ist es ihm gelungen, seine Arbeit, die ja klar ethnologisch verankert ist und sich explizit zur Ethnologie bekennt, für andere Fächer weit zu öffnen. Dies zeigt sich an den Übergängen zur Soziologie, Geografie und Geschichtswissenschaft. Im letzten Fall geschieht das durch die bereits erwähnte historische Kontextualisierung einerseits, die geführten Zeitzeugeninterviews andererseits. Lozoviuk bringt über die Gespräche nicht nur das Alltagsleben und damit die aktuellen Diskurse und Handlungsstrategien in die Analyse ein, er begibt sich auch auf das Feld der Erinnerung, wenn er in den ausführlichen Interviewteilen mit seinen Gesprächspartnern über die Vergangenheit spricht, und zwar vor allem über den Alltag während der sozialistischen Zeit. Diesem auch methodisch fundierten Oral-History-Teil schließt sich eine gelungene Übersicht über den Forschungsstand zum sächsisch-böhmischen Grenzraum sowie zu den ethnografischen und soziologischen Konzeptualisierungen an.

Im ersten, historischen Teil der eigentlichen Analyse skizziert Lozoviuk die Hauptphasen und zentralen Probleme der geschichtlichen Entwicklung der Grenze in der Moderne, der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit und des Alltagslebens an der Grenze. Hier muss er selbstredend mit Verkürzungen arbeiten, so bringt er „lediglich“ einige perspektivische Ergänzungen zu historischen Studien, allen voran zu der 2010 erschienenen Arbeit von Caitlin Murdock.² Dieser Teil ist unverzichtbar für die Kontextualisierung des Hauptgegenstandes, etwas irritierend ist allerdings der abrupte Übergang von der Diskussion des Forschungsstands und der Arbeit mit historischen Quellen zu den Interviews mit Zeitzeugen.

Die Hauptabschnitte der Monografie basieren vorwiegend auf Interviews, zum Teil werden auch (mitunter „teilnehmende“) Beobachtungen und Datenanalysen einbezogen. Bei der Analyse der Grenzwahrnehmung setzt Lozoviuk zwar unterschiedliche thematische Akzente, doch verfolgt er konsequent die Frage nach den Handlungsstrategien und identitär wirksamen Gruppenbildungen sowie nach den gegenseitigen Gruppenwahrnehmungen. Diskutiert werden Probleme der Identitätsbildung, der In- und Exklusion sowie Selbst- und Fremdzuschreibung in der

² *Murdock, Caitlin E.: Changing Places. Society, Culture, and Territory in the Saxon-Bohemian Borderlands, 1870-1946. Ann Arbor 2010.*

lokalen Grenzgesellschaft. Als glücklich ist die Entscheidung des Verfassers zu bezeichnen, diese Prozesse nicht nur grenzüberschreitend zu erfassen, sondern für die tschechische Seite auch Gruppenbildungen und Identitätsstiftungen innerhalb der lokalen Gesellschaft zu analysieren. Damit gilt die Aufmerksamkeit nicht allein den unvermeidlichen deutsch-tschechischen Stereotypen, sondern in gleichem Maß den sozialen und kulturellen Grenzziehungen innerhalb der Gesellschaft. Diese sind nicht territorialer Natur, ergeben sich aber aus Effekten, die aus dem Vorhandensein der territorialen Grenze resultieren. Sehr anschaulich werden diese Prozesse am Beispiel der Roma-Bevölkerung und vor allem der vietnamesischen Bewohner von Dolní Poustevna nachvollzogen, wobei Lozoviuk auch auf die sprachliche Situation eingeht, die die neue Präsenz des Vietnamesischen oder des Russischen auf der tschechischen Seite der Grenze geschaffen hat. An dieser Stelle könnte man die These wagen, dass auf der tschechischen Seite ein wahres interethnisches und interkulturelles Miteinander – oder zumindest Nebeneinander – existiert, während dieser Aspekt auf der sächsischen (Sebnitzer) Seite auf Wahrnehmungen und Begegnungen über die Grenze hinweg beschränkt bleibt.

Lozoviuk hat sich in diesen analytischen Teilen weitgehend auf die Beobachtung des Wohlstands- und Preisgefälles, von Konsum und Konsumverhalten festgelegt. Diese Perspektive mag auf den ersten Blick dem populären und medialen Diskurs verhaftet erscheinen. Doch erweist sie sich als guter und effizienter Zugang, der es erlaubt, klar, konkret und relativ knapp zu formulieren. Ein Teil der Schlussfolgerungen wird seine Aktualität sicher rasch verlieren, schließlich handelt es sich um eine lokale Gesellschaft in schnellem Wandel. Was Lozoviuk hier in den Blick genommen hat, wird es – das legt die Entwicklung der neunziger Jahre nahe – in dieser Konfiguration schon bald nicht mehr geben. Damit wird seine Analyse der Grenzgesellschaft in einer der entscheidenden Phasen ihres vielseitigen Wandels aber nicht an Bedeutung verlieren.

Die Orientierung im Buch wird anfangs etwas durch die Tatsache erschwert, dass sich unter „Zwischenfazits“ keine Zusammenfassungen oder Schlussfolgerungen der vorangegangenen Kapitel finden, sondern eher knappe Weiterführungen und Ausblicke auf die folgende Entwicklung. Zu begrüßen an der Buchgestaltung ist eine recht umfangreiche und abwechslungsreiche Begleitung des Textes durch Abbildungen, Karten, Tabellen, die zumeist nicht der bloßen Illustration dienen, sondern mit dem Text eng korrespondieren und in die Argumentation einbezogen werden.

Chemnitz

Miloš Řezník

Fejtová, Olga/Ledvinka, Václav/Pešek, Jiří u. a.: Evropská velkoměsta mezi koncem války světové a války studené (1945–1989) [Europäische Großstädte zwischen dem Ende des Weltkriegs und des Kalten Kriegs (1945–1989)].

Praha, Archiv hlavního města Prahy, Scriptorium 2011, 550 S. (Documenta pragensia 30), ISBN 978-80-86852-38-6, 978-80-87271-43-8; ISSN 0231-7443.

Der Sammelband präsentiert die Beiträge einer Tagung, die das Archiv der Hauptstadt Prag in Zusammenarbeit mit dem Institut für internationale Studien der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karlsuniversität 2009 in Prag veranstaltet hat.

Er knüpft an eine Konferenz und die dazugehörige Publikation über „Alltag in den Großstädten des besetzten Europa 1939 bis 1945“ an.¹ Eingeführt wird der Band von Jiří Pešek, der betont, dass das Thema „europäische Großstädte in der Nachkriegszeit“ allgemein und besonders in der tschechischen Geschichtswissenschaft wenig erforscht sei (S. 9 f.). Die Nachkriegszeit charakterisiert er in seinem mit einer umfangreichen Literaturliste versehenen Beitrag als die Zeit, in der die Großstädte die Zerstörung überwinden und zu einer funktionalen Stabilisierung gelangen mussten, was auch Gestaltungsspielräume für Stadtplaner und Architekten gebracht habe. Pešek wirft zunächst die Frage auf, ob beim Wiederaufbau der Städte eine Fortsetzung der urbanistisch-architektonischen Vorstellungen der Zwischenkriegszeit oder eher pragmatische Rekonstruktionen überwogen haben – oder ob von einer Mischung dieser beiden Zugänge zu sprechen ist. Am Beispiel Prags skizziert er dann die Nachkriegsentwicklung ostmitteleuropäischer Städte und vergleicht diese mit Prozessen in Westeuropa. Auf dieser Grundlage entwickelt er sieben Forschungsfragen zu europäischen Städten der Nachkriegszeit, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede sichtbar machen sollen: Sie betreffen den Zusammenhang von Stadtentwicklung und Politik, die Verbindung urbanistischer Konzepte der Vor- und der Nachkriegszeit, den Umgang der Städte mit Zuwanderung, den sozialen Wandel und seine Ursachen, die Rolle der neuen Architektur und ihren Einfluss auf die Städte sowie die Wiederherstellung und Erhaltung der historischen Bausubstanz und Baudenkmäler. Pešek zufolge ist die wichtigste Frage jedoch die nach den Veränderungen der Funktion von Großstädten beim Übergang von der spätindustriellen in die postmoderne Gesellschaft (S. 21).

Die folgenden 20 Studien, die von WissenschaftlerInnen (überwiegend HistorikerInnen) aus acht europäischen Staaten stammen, können selbstverständlich nicht auf all diese Fragen Antwort geben. Dem Band wäre aber eine thematische Gliederung zuträglich gewesen, diese aber fehlt (obwohl es thematische Schnittpunkte gibt), und so bilden die einzelnen Beiträge eher eine Art Mosaik als ein Ganzes. Vom Inhalt einmal abgesehen, sind sie auch formal recht disparat, so umfassen die längsten Texte mehr als 40 Seiten, die kürzesten gerade einmal 10 oder 15 Seiten, was bereits viel über die thematische Breite oder Tiefe und die Präsentation der theoretischen Konzepte aussagt.

Trotz der Heterogenität kann man bestimmte allgemeine Tendenzen beobachten: Über die Hälfte der Beiträge befassen sich mit der ersten Hälfte der im Titel des Sammelbandes angekündigten Zeitperiode; die andere Hälfte thematisiert überblickend die gesamten vierzig Jahre. Geografisch widmen sich wiederum gut 50 Prozent der Texte Städten in Deutschland (in der ehemaligen BRD und der DDR), weiter sind auch Städte in der Tschechoslowakei, in Polen, Ungarn, Frankreich, Makedonien und in der Türkei vertreten. Erfreulich ist, dass trotz des Akzents auf osteuropäische und mitteleuropäische Städte auch westeuropäische einbezogen wur-

¹ Fejtová, Olga / Ledvinka, Václav / Pešek, Jiří (Hgg.): *Evropská velkoměsta za druhé světové války. Každodennost okupovaného velkoměsta. Praha 1939-1945 v evropském srovnání* [Europäische Großstädte im Zweiten Weltkrieg. Alltag in besetzten Großstädten. Prag 1939-1945 im europäischen Vergleich]. Praha 2007 (Documenta pragensia 24).

den, wobei einige Beiträge ausgewählte Aspekte in Städten auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs einer vergleichenden Untersuchung unterziehen. Hier ist etwa die Studie von Thomas Höpel über die Kulturpolitik in Lyon und Leipzig hervorzuheben, in der dieser auf Kontinuitäten zur Vorkriegszeit aufmerksam macht und sehr anschaulich zeigen kann, dass es in der Kulturpolitik beider Städte nicht nur Unterschiede, sondern auch Übereinstimmungen gab. Erwähnenswert ist auch der Aufsatz Antonello Scopacasas über die Bildung des städtischen Raumes am Beispiel der Potsdamer und Leipziger Straße in West- bzw. Ost-Berlin, die er als zwei unterschiedliche architektonische Entwürfe beschreibt.

Es fällt auf, dass die meisten Autoren auf der Ebene der Entscheidungsträger – also bei Experten oder Politikern – ansetzen, was mit den gewählten empirischen Quellen zusammenhängt: Archivquellen, Materialien verschiedener Institutionen und Ämter, politischer Parteien und Gremien, zeitgenössische Presse, offizielle Dokumente, zum Teil Bildquellen (Fotografien, architektonische Pläne, Zeichnungen). Indessen mangelt es an Studien, die die StadtbewohnerInnen selbst und deren Wahrnehmung(en) des Stadtlebens und des Stadtraumes oder ihren Alltag in den Blick nehmen.

Daraus ergeben sich auch die thematischen Schwerpunkte der Beiträge, die ich jetzt analytisch zu trennen versuche, obwohl ich weiß, dass sie sich teilweise überlagern und eng miteinander verknüpft sind. Ein großes Thema stellt die Analyse der Stadtplanung und der architektonischen Entwürfe für den Wiederaufbau der Städte nach dem Zweiten Weltkrieg dar, dabei werden auch Interpretationen einzelner Bauten und Baukomplexe vorgelegt. In die Analyse einbezogen werden zumeist die politischen Rahmenbedingungen.

Gruia Bădescu, die sich den unterschiedlichen Rekonstruktionszugängen beim Wiederaufbau der drei westdeutschen Städte Kassel, Würzburg und Mainz widmet, gelangt dabei zu einem überraschenden Schluss. Sie verdeutlicht Kontinuitäten aus den dreißiger und vierziger Jahren und identifiziert die lokalen städtischen Eliten, die nicht unbedingt mit den politischen Eliten gleichzusetzen sind, als die maßgeblichen Akteure; ihre Vorstellungen waren es, die sich beim Wiederaufbau durchsetzten. Hingegen zeigt Ines Tolic am Beispiel von Skopje, das 1963 durch ein Erdbeben vernichtet wurde, dass hier der Staat maßgeblich für den Wiederaufbau war und nationale wie außenpolitische Politikziele in die Entscheidungen eingingen. Murat Gül plädiert für die Anerkennung der entscheidenden Rolle der Demokratischen Partei und ihrer Politik für den Umbau und die Modernisierung Istanbuls in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, wobei er darauf aufmerksam macht, dass auch ökonomische Hilfe aus dem Ausland zu diesen Prozessen beigetragen hat.

Mit einzelnen Bauten und Baukomplexen setzen sich dann vier AutorInnen auseinander. Neben dem schon erwähnten Scopacasa handelt es sich um Krzysztof Mordyński, der Reflexionen über die Marszałkowska-Siedlung in Warschau, eines der bekanntesten Bauwerke des sozialistischen Realismus in der Architektur, anstellt, um Márkus Keller, der ein Wohnsiedlungsprojekt in Budapest als Abbild der zeitgenössischen Gesellschaft und des herrschenden Denkens Ende der fünfziger Jahre analysiert, sowie um den Beitrag von Kateřina Jiřová, die einen nie verwirk-

lichten Plan tschechischer Architekten für eine ideale Satellitenstadt aus den späten sechziger Jahren vorstellt.

Das zweite große Thema stellt die Bildung von „Images“ der Städte dar, wobei mit „Image der Stadt“ nicht das von Kevin Lynch geprägte Konzept „Image of the City“ gemeint ist. In Texten wie dem von Blanka Soukupová, die minutiös schildert, aus welchen Bestandteilen die offizielle Identität Prags in den Jahren zwischen 1945 und 1948 sowie kurz nach 1948 konstruiert wurde, geht es um die Analyse der symbolischen Inhalte, die die politischen lokalen Eliten nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Städte projizierten. Zu breit setzt Marek Krejčí an, der der Entstehung neuer „Images“ von fünf osteuropäischen Städten nachgeht, die der fast vollständige Austausch der Bevölkerung verbindet (Gdańsk/Danzig, Kaliningrad/Königsberg, Lviv/Lemberg, Vilnius/Wilna und Wrocław/Breslau). Helen Bluemel beschäftigt sich mit dem Verlust des „Images“ und zeigt am Beispiel Leipzigs, konkret der Deutschen Bücherei und des Gewandhauses, den Untergang des Images der „Stadt der Bücher“ und der „Stadt der Musik“ nach 1945. In den thematischen Block reiht sich auch der Beitrag der Ethnologin Simone Egger ein, die sich mit Aushandlungen des „Images“ der „Weltstadt“ München während der Vorbereitungen auf die olympischen Spiele 1972 befasst. Sie erweitert ihre Analyse mithilfe von Richard Sennets Konzept der „Chronotopoi“ um die – wie sie es nennt – „paradigmatischen“ Konflikte um „Väterchen Timofejs“ Garten und Kapelle, die zunächst den Olympia-Bauten weichen sollten (S. 307).

Einen weiteren Komplex bilden Beiträge zur symbolischen „Aneignung“ oder „Eroberung“ des städtischen Raumes anhand der Umbenennung von Straßen oder Beseitigung bzw. Enthüllung von Denkmälern. Barbora Laštovková und Marek Laštovka zeichnen solche Prozesse am Beispiel Prags nach, Reiner Pöppinger anhand von Städten in West- und Ostdeutschland und Tomasz Węclawowicz am Beispiel Krakaus. Sabine Mecking nähert sich diesem Thema aus einem anderen Blickwinkel. Sie widmet sich Umbenennungen von Städten in der BRD, die als Folge der kommunalen Gebietsreform in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren die Städtelandschaft Westdeutschlands veränderten. Während in den drei erstgenannten Aufsätzen Umbenennungen primär als Folge von Regimewechseln vorgestellt werden, die Durchsetzung von Ideologie betrachtet wird und Beispiele vorgestellt bzw. Strategien der Umbenennung analysiert werden, bezieht Mecking auch die Bewohner und ihre Identität in die Analyse ein und macht auf die Relevanz des Namens als zentrales Identitätsmerkmal (gegenüber der Übermacht des Planungsgedankens und der Rationalität) aufmerksam.

Vier Studien sind nicht so leicht einem Themenkomplex zuzuordnen: Da ist der Beitrag von Lars Nilsson über das Bevölkerungswachstum in den westeuropäischen Städten, ein Aufsatz von Tomáš Nigrin, der anhand des Vergleich zwischen Berlin und Düsseldorf versucht, zu allgemeinen Entwicklungsmustern deutscher Städte in den ersten Nachkriegsjahren zu gelangen. Und Václav Ledvinka bietet einen Überblick über die Veränderungen Prags vor allem auf dem Gebiet der Stadtplanung.

Die letzte Studie stammt von Zdeněk Nebřenský. Er ist einer der wenigen in dem Band, der über den „Alltag“ der Stadtbewohner schreibt. In seinem Beitrag analysiert er die mit studentischen Klubs in Warschau, Prag und Bratislava verbundenen

Repräsentationen – und zwar auf der Seite des Regimes einerseits, der Repräsentanten der Universitäten und der Jugendorganisationen andererseits, sowie der Studenten selbst. Die Entstehung der Klubs in den sechziger Jahren interpretiert er als Beleg für die einsetzende „gruppenspezifische Differenz“ (die er leider nicht näher definiert), die er zu einer neuen Charakteristik des städtischen Raums nach 1956 erklärt (S. 486).

Die Autoren und Herausgeber des Bandes waren beim Schreiben und Lesen der Texte nicht immer in gleicher Weise präzise. So stößt man beim Lesen mitunter auf Schreib- und Flüchtigkeitsfehler: Da wird die kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei auf den Februar 1949 verschoben (S. 75), Stalins Tod auf das Jahr 1954 (S. 231), der Völkerfrühling um ein ganzes Jahrhundert ins Jahr 1948 verlegt (S. 363) und die Verstaatlichung der Großbetriebe in der Tschechoslowakei vom 25. Oktober mit dem 25. September 1945 falsch datiert (S. 378). Erfreulich ist indessen, dass alle Beiträge, die auf Tschechisch, Deutsch und Englisch publiziert wurden, mit einer am Ende des Buches abgedruckten Zusammenfassung in englischer bzw. deutscher Sprache versehen wurden.

Eine der Hauptideen der Veranstalter der Tagung war es, Texte zusammenzuführen, die Parallelen und Unterschiede in der Entwicklung der Städte in West- und Osteuropa aufzeigen. Dieses Vorhaben ist auf dem Gebiet des Städtewiederaufbaus und der Stadtplanung im Großen und Ganzen gelungen. Jedenfalls bieten die Studien ein gutes Vergleichsmaterial für künftige Forschungen. Kaum genug gewürdigt werden kann indessen das langjährige Engagement des Archivs der Hauptstadt Prag für Themen, die mit der Stadtforschung zusammenhängen. Meiner Meinung nach wäre es jedoch bei Themen wie diesem für folgende Veranstaltungen lohnend, auch VertreterInnen anderer wissenschaftlicher Disziplinen einzubinden, die andere Sichtweisen und theoretische Konzepte in die Diskussion einbringen könnten.

Brno

Jana Nosková

Sommer, Vítězslav: Angažované dějepisectví. Stranická historiografie mezi stalinismem a reformním komunismem (1950-1970) [Engagierte Geschichtsschreibung. Parteigeschichte zwischen Stalinismus und Reformkommunismus (1950-1970)].

Nakladatelství Lidové noviny/FF UK, Praha 2011, 510 S., ISBN 978-80-7422-134-7.

In seiner Analyse der Geschichtswissenschaft im sogenannten Ostblock hat der ungarische Historiker Ferenc Glatz konstatiert, dass sich kein anderes politisches System im Negativen wie im Positiven so stark über die Geschichte definiert habe, wie der Staatssozialismus.¹ Einen Beweis für die enge Beziehung zwischen den kommunistischen Regimen und der Geschichte liefert die kontinuierlich wachsende Zahl

¹ Glatz, Ferenc: Politics and Historical Science in the Countries of the Soviet System. Introduction. In: *Id.* (ed.): The Soviet System and Historiography 1917-1989. The Influence of Marxism-Leninism on the Historical Sciences. Budapest 1995, 7-24, hier 14.

von Arbeiten zu den Wandlungen des historischen Diskurses in den sozialistischen Diktaturen Ostmitteleuropas.

Vítězslav Sommer befasst sich in seiner nun im Druck erschienenen Dissertation mit der Parteigeschichte in der Tschechoslowakei zwischen 1950 und 1970. Im Zentrum steht dabei das Institut für die Geschichte der KSČ (Ústav dějin KSČ) in Prag, das der Autor auf drei Ebenen untersucht: Er widmet sich erstens der institutionellen Entwicklung, zweitens dem sozialen Umfeld des Instituts, d.h. der Personalentwicklung und der Rolle, die der Parteigeschichtsschreibung innerhalb der Parteistrukturen zukam, und drittens dem Beitrag, den das Institut zur Wissensproduktion und dem offiziellen historischen Narrativ leistete (S. 14).

Sommer geht davon aus, dass wissenschaftliche Erkenntnis sozial konstruiert wird und in einem komplizierten Geflecht von Beziehungen entsteht, in dem die Machtverhältnisse eine zentrale Rolle spielen (S. 54). Damit weist er die traditionelle Vorstellung zurück, der zufolge die Geschichtsschreibung vom kommunistischen Regime beherrscht und „ideologisch kontaminiert“ worden sei. Die Historiografie, so Sommer, lasse sich nicht losgelöst von den zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Kontexten erforschen, sondern müsse als Wechsel- und Zusammenspiel von Wissenschaft, Politik und Ideologie gesehen werden, die alle von ihrer Entstehungszeit geprägt sind (S. 50). Das zeigt sich unter anderem darin, dass die Parteigeschichtsschreibung von 1950 bis 1970 die Entwicklung des tschechoslowakischen Kommunismus gewissermaßen kopierte und ihre einzelnen Phasen vom Stalinismus bis hin zum Reformsozialismus getreu nachvollzog. Damit stellte das Institut für die Geschichte der KSČ allerdings keine Ausnahme dar, in der sozialistischen Tschechoslowakei durchliefen praktisch alle historischen Forschungsinstitute eine ähnliche Entwicklung.

Sommer spricht in seiner Arbeit der Methodologie eine Schlüsselrolle zu, ihr hat er das erste umfangreiche Kapitel gewidmet, in dem er souverän die Haupttrends der Forschung skizziert. Allerdings liegt die Bedeutung dieses Teils des Textes nicht darin, verschiedene Ansätze vorzustellen, sondern in der Formulierung eines eigenen methodischen Zugangs, den Sommer dann in den folgenden Kapiteln auch konsequent anwendet. Dabei stützt er sich vor allem auf Bruno Latours Actor-Network Theory und Thomas S. Kuhns Paradigmenwechsel, mit dessen Hilfe Sommer die interpretatorischen Wenden der Parteihistoriografie erklärt. Das Kernelement des analysierten Narrativs ist die Formierung des post-stalinistischen Paradigmas und seine Transformation in eine Erzählung der Parteigeschichte im Einklang mit dem Reformsozialismus. Es geht Sommer also nicht primär um die Geschichte einer Institution, sondern darum, die Wandlungen des historischen Denkens im Kontext machtpolitischer, intellektueller und sozialer Prozesse zu erfassen, die in der Reformpolitik der späten sechziger Jahre mündeten (S. 14). Ihre historische Legitimität bezog diese von der reformorientierten Historiografie, deren wichtigstes Zentrum das Institut für die Geschichte der KSČ bildete.

Der faktografische Teil der Arbeit stützt sich auf umfassende Archivstudien, wobei die Bestände des Instituts vor allem auf dessen institutionelle wie intellektuelle Entwicklung hin durchgesehen wurden. Das Resultat ist ein sehr kompakter und homogener Text, der dem Hauptthema konsequent folgt. Was dabei indessen

etwas zu kurz kommt, sind die Entwicklungen innerhalb der Partei und der Geschichtswissenschaft als ganzer.

Die Parteigeschichtsschreibung entstand als historiografisches Projekt im Apparat der KSČ und sollte der sozialistischen Revolution vorangehen, sie war also kein Produkt der Propaganda, sondern Teil der Bemühungen, die sozialistische Revolution mit Legitimität auszustatten. Sommer arbeitet mit einer Definition von Geschichte als einem konstruktivistischen Diskurs, demzufolge es keine „richtige Geschichtsschreibung“ im Sinne eines wahrhaftigen Schreibens über die Vergangenheit gibt. Somit lehnt er Begriffe wie „Fälschung“, „Fehlinterpretation“, „Deformation“ und „Indienstnahme der Geschichte“ ab. Diese strenge Haltung hat aber ihre Nachteile. Sicher existiert „reine Wissenschaft“ nicht, jedes historische Urteil ist zumindest in einem gewissen Grad mit der sozialen Realität verbunden, der es entspringt.² Betrachtet man allerdings die historische Produktion, die hier untersucht wird, ausschließlich als Wissenschaft, blendet man auch einen Aspekt der Vergangenheit aus. Denn selbst die Historiker, die in den fünfziger Jahren Quellen manipulierten, waren sich der Fälschung, die sie betrieben und der Tatsache, dass sie damit der Propaganda zuarbeiteten, sehr wohl bewusst. In gewisser Weise ist daher auch die Vorstellung einer „dienenden Historiografie“ berechtigt, allerdings nicht im Sinne der häufig bemühten „Vergewaltigung der Geschichte“, sondern unter aktiver Mitwirkung von Historikern, die propagandistische Texte verfassten, weil diese ihrer Überzeugung entsprachen oder sie sich einen Karriereschub versprachen. So schrieben zu Beginn der fünfziger Jahre junge Mitarbeiter am Institut für die Geschichte der KSČ wie Karel Bartošek, Karel Pichlík oder Jan Pachta ganz bewusst Texte, die diesem Ziel dienten.

Sommer lehnt es auch ab, für die Zeit nach 1948 von einer gezielten und gewaltsamen Übertragung des sowjetischen Vorbildes auf die Tschechoslowakei zu sprechen. Er argumentiert, dass die entscheidenden Züge des stalinistischen Verständnisses von Geschichtsschreibung, nämlich ihre Politisierung und der Nationalismus, langjährigen Traditionen im tschechischen historischen Denken entsprachen (S. 138). Diese unbestreitbare Tatsache bedeutet meiner Meinung nach aber nicht, dass die Implementierung des Stalinismus in der Geschichtsschreibung ohne Zwang ablief, das Gegenteil war der Fall. Wie Peter Heumos gezeigt hat, vollzog sich nach 1948 unter den tschechischen Historikern eine Säuberung, die in ihrer Radikalität alle vergleichbaren Prozesse in Ostmitteleuropa übertraf und erst 1953 zum Abschluss kam.³ In dieser Zeit verließ sich das Regime bereits überwiegend auf die Historiker, die es selbst „erzogen“ hatte, wovon auch die personelle Zusammensetzung des Instituts für die Geschichte der KSČ zeugt. Die Entstehung dieser Institution selbst war bereits ein Ausdruck der Sowjetisierung der tschechoslowakischen Wissenschaft und auch andere bedeutende wissenschaftliche Einrichtungen,

² *Mommsen*, Wolfgang: Social Conditioning and Social Relevance of Historical Judgments. In: *History and Theory* 17 (1978) H. 4, 19-35, hier 22.

³ *Heumos*, Peter: Geschichtswissenschaft und Politik in der Tschechoslowakei. Entwicklungstrends der zeitgeschichtlichen Forschung nach 1945. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 26 (1978) H. 4, 541-476, hier 546.

die zu Beginn der fünfziger Jahre gegründet wurden, allen voran die Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften, entstanden in der Folge des expliziten Bekenntnisses der KSČ, das sowjetische Vorbild so getreu wie möglich zu kopieren. Dass die Repräsentanten von „Staat und Partei“ in der Tschechoslowakei nur sehr vage Vorstellungen von den Modellen hatten, die sie übernehmen wollten, ist eine andere Sache, das illustriert gerade die Entwicklung des Instituts für die Geschichte der KSČ. Sommer schildert präzise und detailreich, wie die schnell geschaffene, unzureichend ausgestattete Einrichtung zu einem Schwergewicht in der Landschaft der Parteinstitutionen heranwuchs, das über eine klare Ausrichtung und einen langfristigen Plan für die wissenschaftliche Arbeit verfügte. Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre gelang es der Parteigeschichtsschreibung, sich in die tschechoslowakische Geschichtswissenschaft zu integrieren; an die Stelle propagandistischer Publikationen traten wissenschaftlich ausgerichtete historiografische Projekte. Sommer deutet diesen Prozess als wichtiges Zeichen für die Entstalinisierung der Parteihistoriografie und als eine der Voraussetzungen für die weitere Entwicklung in Richtung reformkommunistischen Denkens in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre.

Neben der institutionellen Entwicklung hat er auch die personelle Entwicklung und Generationsbrüche am Institut sauber analysiert. Die dort beschäftigten Wissenschaftler waren eine deutlich privilegierte und in sich geschlossene Gruppe, die engen Kontakt zur Parteiführung pflegte und exklusiven Zugang zu Informationen, Quellen und Publikationen hatte, die anderen Historikern verschlossen blieben. Allerdings kam es in dieser Gruppe im Lauf der Zeit zu tiefgreifenden Veränderungen, die die Macht der Historiker-Funktionäre zugunsten von Experten und Spezialisten einschränkten, die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre als Berater zu Schlüsselfiguren innerhalb der KSČ und zu „intellektuellen Celebrities“ avancierten (S. 194).

Der wichtigste Teil des Buches ist den dynamischen Jahren von 1963 bis 1968 gewidmet, also der Zeit, in der die reformorientierte Historiografie entstand und mit ihr das Narrativ vom „tschechoslowakischen Weg zum Sozialismus“ in der Gestalt des „demokratischen Sozialismus“. Sommer definiert die Reformhistoriografie als Projekt, in dem zwei Entwicklungsrichtungen angelegt waren – eine utopische, auf die Zukunft gerichtete Perspektive einerseits und eine starke Orientierung an der Vergangenheit andererseits, die mit dem Bedürfnis verbunden war, sich kritisch mit dieser auseinanderzusetzen (S. 465). Ein grundlegendes Problem bildete allerdings die existenzielle Abhängigkeit vom Reformflügel der Partei, sein Ende bedeutete auch das Ende der Reformhistoriografie, der Karrieren ihrer Repräsentanten und letztlich auch des Instituts für die Geschichte der KSČ in der Form, in der es zwischen 1950 und 1970 bestanden hatte.

In seiner Einleitung schreibt Sommer, dass er an die Historiografie nicht mit apriorischen Annahmen über ihren ideologischen Gehalt während der Zeit der sozialistischen Diktatur herantreten, sondern diese wie jedes andere Wissenschaftssystem analysieren möchte (S. 55). Dieser Anspruch lässt sich als Absage an die Totalitarismustheorie verstehen, die klare Kriterien zur Kategorisierung von Systemen aufstellt, die aus der Ablehnung der liberalen Demokratie entstanden sind.

Das wirft allerdings die Frage auf, ob wir nicht doch irgendwelche Kriterien zur Klassifizierung brauchen und inwiefern es sinnvoll ist, ein Phänomen wie die Parteigeschichtsschreibung zu untersuchen, ohne vorab auf ihren systembezogenen ideologischen Gehalt und Auftrag einzugehen.

Gute wissenschaftliche Arbeit zeichnet sich keineswegs dadurch aus, dass alle ihren Ergebnissen zustimmen, sondern liegt vielmehr darin, dass sie überlebte Ansichten hinterfragt und neue Fragen hervorruft. Das leistet die „Engagierte Geschichtsschreibung“ zweifellos, Sommers Buch gehört zu dem Besten, was zur tschechoslowakischen Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts vorliegt.

Bratislava

Adam Hudek

Švédá, Josef: Mašínovský mýtus. Ideologie v české literatuře a kultuře [Der Mašín-Mythos. Ideologie in der tschechischen Literatur und Kultur].

Pistorius & Olšanská, Příbram 2012, 276 S., ISBN 978-80-87053-75-1.

Am symbolträchtigen 25. Februar 2008, dem 60. Jahrestag der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei, überreichte Mirek Topolánek (ODS) dem im amerikanischen Exil lebenden Josef Mašín die „Medaille des Premierministers der Tschechischen Republik“. Diese Auszeichnung war eigens geschaffen worden, um die Mitglieder der als „Mašín-Brüder“ bekannt gewordenen Gruppe antikommunistischer Kämpfer zu ehren, die in den frühen fünfziger Jahren in der Tschechoslowakei eine Reihe von Anschlägen verübt hatten, mit denen sie das kommunistische Regime schwächen wollten. Dabei waren mehrere Menschen ums Leben gekommen. Als ihre Entdeckung und Festnahme drohte, machten sich fünf Mitglieder der Gruppe über die DDR auf die Flucht in den Westen, die dreien von ihnen tatsächlich gelang.

Die Entscheidung des damaligen tschechischen Regierungschefs, Josef und Ctirad Mašín und deren Mitkämpfer Milan Paumer auszuzeichnen, war mehr als umstritten. Sowohl Václav Havel als auch sein Nachfolger im Amt des Präsidenten Václav Klaus hatten in den Jahren zuvor eine staatliche Ehrung der Mašíns strikt abgelehnt. Zudem setzte der Akt des Premiers der Diskussion um die Tätigkeit und die Taten der Gruppe keineswegs ein Ende. In der folgenden Zeit flackerte der Streit darüber, wie diese einzuschätzen seien, immer wieder auf – am heftigsten 2011 im Zusammenhang mit der Vorbereitung des neuen Gesetzes über den Widerstand gegen den Kommunismus und der Verleihung des Ordens „Česká Lípa“ (Tschechische Linde) an die Mašín-Brüder durch die Regierung Petr Nečas im selben Jahr.

Bis in die Gegenwart spalten die so genannten Mašín-Brüder also die tschechische Öffentlichkeit. Nach Umfragen sind zwar die meisten Tschechen eher unentschlossen in ihrem Urteil, doch der Prozentsatz, der die Mašíns und ihre Mitstreiter als Verbrecher einschätzt, ist Josef Švédás nun publizierter Dissertation zufolge größer als der, der mutige Helden in ihnen sieht (S. 224). Offenbar besteht also eine Diskrepanz zwischen den Vorbildern, die die tschechischen konservativen Regierungen der vergangenen Jahre zu verewigen suchten, und den in der Gesellschaft vorherrschenden Sichtweisen.

Den Erzählungen, die seit den fünfziger Jahren über die Mašín-Brüder veröffentlicht wurden, und den mit ihnen verbundenen diametral entgegengesetzten Deutungen und ideologischen Implikationen ist Švéda in seiner Arbeit über den „Mašín-Mythos“ nachgegangen. Dafür hat er tschechische Presseberichte, Politikerreden, Detektivromane, Fernsehkrimis, Memoiren und nicht zuletzt (populär-)historische Abhandlungen ausgewertet. Die Interpretationsgeschichte, die sich aus diesen Quellen ablesen lässt, präsentiert er als Bestandteil und zugleich Substrat der ideologischen Wandlungen des tschechischen 20. Jahrhunderts. Seine Untersuchung hat er zwischen Semiotik und Diskursanalyse angelegt, er präsentiert aber auch immer wieder Passagen zur Geschichte und Geschichtskultur der Tschechoslowakei bzw. Tschechiens, in denen er sich an kritischen Studien aus den letzten Jahren orientiert, namentlich an Andrea Orzoffs Buch „Battle for the Castle“, Mary Heimanns „Czechoslovakia. The State that Failed“ und Françoise Mayers großem Buch über die „Tschechen und ihren Kommunismus“.

Švédas Idee, die verschiedenen Mašín-Geschichten als Mythen zu dekonstruieren und zu zeigen, wie sie sich in den Kontext ihrer Zeit einschmiegen bzw. den Geist ihrer Epoche selbst konstituieren, überzeugt, und die Analyse der einzelnen zeitgenössischen Texte fördert so manche aufschlussreiche Erkenntnis zutage. Dicht an den Quellen wird nachvollzogen, wie die Umwertung von Personen und Ereignissen funktioniert, mit welchen stilistischen Mitteln und narrativen Strategien das Publikum dafür gewonnen werden soll, eine Handlung als konsequent oder alternativlos zu akzeptieren, einen Angriff als Akt der Selbstverteidigung zu verstehen, sich mit dem Helden zu solidarisieren und dessen Gegnern Misserfolg oder gar den Tod zu wünschen. Deutlich wird auch, wie sich Heldenfiguren im Lauf der Zeit verändern: Der Vater der Mašín-Brüder, der 1942 von den Nationalsozialisten hingerichtet wurde, steht in der frühen Nachkriegszeit für den asketischen, fleißigen und bodenständigen „Masarykovec“ und Kämpfer für die nationale Unabhängigkeit. Im Stalinismus treten volkstümliche Helden an seine Stelle, deren Leistungen vor allem im Kollektiv wurzeln und die durch sympathische Durchschnittlichkeit bestechen. Und schließlich folgt auf den Retter von Ruhe und Ordnung, wie ihn Major Zeman in der gleichnamigen Fernsehserie der siebziger Jahre verkörpert, in der Nachwendezeit der Action-orientierte James-Bond-Typ mit außerordentlichen individuellen Fähigkeiten, der sich in seinem Kampf an keine Regeln halten muss. Als Leit- und Vorbild eines guten, national denkenden Tschechen erlebt Mašín senior, der Idealbürger der Ersten Republik, seit den neunziger Jahren ebenfalls ein spätes Revival.

Selbstredend unterscheiden sich die Visionen, für die diese Männer leben und sterben, grundlegend. Wird in der frühen Nachkriegszeit vor allem für die nationale Sache und eine freie Tschechoslowakei gefochten, erzählen die Krimis im Stil des Sozialistischen Realismus von den Aufbaujahren und dem Ringen mit den Feinden des Fortschritts, die hier die Mašíns als Angehörige einer überlebten Klasse verkörpern. Der „kapitalistische Realismus“ der Nachwendezeit kann mit neuen Ikonen – wiederum den Mašíns – sowie damit aufwarten, dass seine „bessere Welt“ keine Zukunftsvision, sondern in Amerika längst gelebte Realität ist.

Švéda argumentiert, dass die nationalen, sozialistischen und postsozialistischen Mythen des 20. Jahrhunderts gerade in ihrer dichotomischen Anlage einander strukturell ähnlich sind. Wenn auch mitunter etwas redundant und mit zu vielen nachgeschobenen Verweisen auf die Autoren, deren Ansätze oder Begrifflichkeiten er verwendet (so als gelte es, die Interpretationen durch Autoritäten nochmals abzusichern), kann er diese These gut belegen. Weniger überzeugend erscheint mir indessen die Einschätzung der unterschiedlichen Wirkung oder „Gefährlichkeit“ der beiden Großmythen: Švéda zufolge war der Effekt des kommunistischen Mythos sehr begrenzt, weil die Menschen seine ideologische Botschaft durchschaut und abgelehnt hätten (S. 70). Indessen entfalte der antikommunistische Mythos, der in der nach 1989 entwickelten glorifizierenden Mašín-Erzählung konzentriert sei, gerade aufgrund seiner vermeintlichen Ideologiefreiheit gewaltige Wirkkraft, so dass er zum offiziellen Masternarrativ über die kommunistische Zeit zu werden drohe.

Man kann Švéda nur darin zustimmen, dass die aktuelle Mašín-Geschichte vor allem einem entlastenden Bild der kommunistischen Vergangenheit zur Durchsetzung verhelfen soll. Natürlich geht es unter anderem darum, die vielen peinlich gewordene Begeisterung für das kommunistische Projekt vergessen zu machen (S. 218). Die Topolánek- und Nečas-Zitate, die Švéda präsentiert, illustrieren überdeutlich, dass dabei mit Pathos nicht gespart wird. Doch bleibt das Bild unvollständig, wenn fast ausschließlich Propagatoren des Mythos zu Wort kommen und nicht auch dessen Kritiker – zu denen nicht zuletzt tschechische Historiker wie Michal Kopeček gehören, deren Werke Švéda zwar als Sekundärliteratur anführt, aber nicht als Teil der Auseinandersetzung um die Erinnerung an den Kommunismus im Allgemeinen und den Umgang mit den Mašín-Brüdern im Speziellen. So entsteht der Eindruck, dass letztlich „alle“ – die Politik, die relevanten Forschungsinstitutionen (S. 227), Historiker – am Mašín-Mythos stricken. Warum aber, fragt man sich, wird dieser von beträchtlichen Teilen der Gesellschaft dennoch nicht so recht geglaubt?

Švédas Arbeit enthält viele sehr lesenswerte Passagen, fällt aber im letzten, der Gegenwart gewidmeten Teil deutlich ab, was in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass es dem Autor nicht gelungen ist, „aus dem Diskurs herauszutreten“ (S. 20). Mit dem Bemühen, den aktuellen Mašín-Kult zu dekonstruieren, dessen „Enthüllung“ er mit latenter Ironie inszeniert, begibt sich Švéda selbst in die laufende Polemik. Um die bedrohliche Dominanz des antikommunistischen Mythos unter Beweis zu stellen, schränkt er die Auswahl seiner Quellen unnötig ein. Das ist bedauerlich, denn die erstaunliche Karriere der Mašíns nach 1989 wirft tatsächlich die Frage nach ihrem gegenwärtigen Platz im tschechischen Heldenranking auf. Um diesen zu bestimmen ohne zu skandalisieren, bedarf es einer breiteren und ausgewogeneren Basis. Dabei wäre möglicherweise ein Blick auf andere große Erzählungen von Unterdrückung und Widerstand hilfreich – etwa über die deutsche Besatzung und das Attentat auf Reinhard Heydrich, dem 2012 zahlreiche Feierlichkeiten galten. Außerdem könnte ein systematischer Vergleich mit den in seiner Arbeit nur gestreiften und vorschnell als unproblematisch, weil als nicht ambivalent klassifizierten Helden Milada Horáková und Jan Palach mehr Klarheit darüber bringen, mit welchen heldengestützten Geschichten über die kommunistische Vergangenheit welche Perzeptionen der tschechischen Gegenwart transportiert werden.

Giustino, Cathleen M. / Plum, Catherine J. / Vari, Alexander (Hgg.): Socialist Escapes. Breaking Away from Ideology and Everyday Routine in Eastern Europe, 1945-1989.

Berghahn Books, New York, Oxford 2013, IX und 284 S., ISBN 978-0-85745-669-4, 978-0-85745-670-0.

Der Sozialismus, so ist sich der junge Gyuri sicher, sei bestimmt nicht die Art von Diktatur, die man auf eine Party einladen würde. Die Figur aus einem Roman von Tibor Fischer ist genervt von der Langeweile, die das Leben im stalinistischen Ungarn neben der Brutalität des Regimes am stärksten kennzeichne. Diese Anekdote zitiert Alexander Vari in seiner Einleitung zum Sammelband „Socialist Escapes“ (S. 1), der zehn Beiträge zu Freizeit, Tourismus und Unterhaltung im Ostblock vereint und sich damit in die wachsende Zahl an Studien zu diesen Alltagsbereichen im Staatssozialismus einreihet. Wie die Bürger die Routine durchbrachen, der dauernden Indoktrinierung und den widrigen Lebensumständen zu entkommen versuchten, ist die gemeinsame Fragestellung der Studien.

Die Flucht vor dem Regime und seiner Ideologie stellt dabei nicht nur das Thema, sondern auch die Analysekatégorie dar: Mit der Betrachtung von „socialist escapes“, so die Überzeugung von Mitherausgeber Vari, lassen sich die Lebensrealitäten im Staatssozialismus wie auch der Zusammenbruch der osteuropäischen Regime besser erklären (S. 3 f., 16). Während die „Flucht vor dem Sozialismus“ per Ausreise den allermeisten verwehrt blieb, stehen hier systeminhärente Rückzugsorte im Mittelpunkt. Der Begriff des „socialist escape“ soll sowohl offiziell organisierte als auch individuelle Arten des Zeitvertreibs umfassen und so einen innovativen Zugang zu subversivem Verhalten unter den Bedingungen der Diktatur bieten.

Leider löst der Band diese ambitionierte Zielsetzung nicht ein. Mit seiner thematischen Ausrichtung steuert er zwar Fallstudien zu noch wenig erforschten Lebensbereichen sozialistischer Gesellschaften bei, die in ihrer Mehrzahl durchaus interessante Einblicke bieten. Die Autoren betonen immer wieder, dass sozialistischer Alltag nicht in den Dichotomien von oben und unten, Konformität und Dissens aufgegangen sei. Stattdessen geht es ihnen um kreative Umdeutungs- und Aneignungsprozesse von offizieller Ideologie und Politik durch die Bevölkerung, für die sie auch zahlreiche anschauliche Belege finden. Der Fokus auf „escapes“ erweist sich jedoch immer wieder eher als hinderlich denn als hilfreich. In mehrfacher Hinsicht läuft das vorgeschlagene Konzept Gefahr, in die überholten theoretischen Sichtweisen zurückzufallen, von denen sich gerade die Herausgeber (neben Vari auch Cathleen M. Giustino im Schlussteil) vehement distanzieren. In der Gesamtschau erscheinen dann auch diejenigen Texte am überzeugendsten, die am wenigsten direkt darauf Bezug nehmen.

Problematisch ist bei dem Ansatz etwa die Konzentration auf Orte, auf die Schauplätze solcher Fluchten, die ebenfalls zum Konzept gehört (S. iix, 5). Nach ihnen ist der Band auch gegliedert. Sie erinnern an das bekannte Bild von den „Nischen“, von geradezu geografisch abgetrennten Sphären, in die sich die Bürger vor dem staatlichen Zugriff zurückzogen. So berichtet Irina Costache von einer Nudistenkolonie an der rumänischen Schwarzmeerküste, wo sich zunächst die Bukarester Bohème und später Hippies versammelten. Dass es sich bei den Künst-

lern um Kulturfunktionäre und bei dem Dorf um einen Ort im militärischen Sperrgebiet handelte, erwähnt sie zwar, differenziert jedoch ihre Beschreibung eines vermeintlich idyllischen Rückzugsortes nicht dementsprechend. Auf seinem Streifzug durch das Budapester Nachtleben nach 1956 konzentriert sich Alexander Vari auf Luxusetablissemments für den westlichen Jet Set und Treffpunkte der jugendlichen Gegenkultur, die er als eindeutige „escapes“ vor dem Zugriff des Regimes versteht. Ambivalent erscheint ihm einzig ein dritter Ort, der Jugendpark, der innerhalb des offiziell sanktionierten Rahmens doch immer wieder eine Bühne für westliche Musik und Konsumkultur geboten habe.

Inwiefern diese Fluchtorte noch Teil einer sozialistischen Sinnwelt waren oder bereits jenseits von ihr lagen, bleibt im Ungefähren. Ebenso unklar ist, wovor genau die Menschen denn flüchteten. Der Untertitel verweist auf Ideologie und Alltagsroutine. Das erste ist wohl im Sinne einer offenen Indoktrinierung zu verstehen, denn ob Freizeit- und Urlaubsgestaltung ideologiefreie Räume waren, wird nicht wirklich diskutiert. Mit Flucht aus dem Alltag wiederum sind explizit auch offizielle Kulturmaßnahmen angesprochen, was vielleicht den Konsumangeboten des Spätsozialismus entsprochen hat, wie sie etwa Caroline Fricke mit den Motorradrennen in Honeckers DDR analysiert. Zentral organisierte Musikfestivals in der DDR und Polen bei David G. Tompkins oder tschechoslowakische Schlossführungen bei Cathleen M. Giustino im ersten Nachkriegsjahrzehnt als staatliches Fluchtangebot aus dem Alltagstrott aufzufassen, scheint allerdings der sozialistischen Konzeption von Nichtarbeitszeit als ebenfalls dem Kollektiv unterworfenen Bestandteil des Produktionsprozesses sowie als Pflicht zur persönlichen Vervollkommnung nicht gerecht zu werden. Anstatt nach der Mehrschichtigkeit sozialer Aushandlungsprozesse zu fragen, reduzieren viele Beiträge die Perspektive immer wieder auf die Intensität bzw. Abwesenheit der Propaganda.

Am deutlichsten zeigen sich die generellen Probleme des Bandes in Catherine J. Plums Studie zum DDR-Pionierlager „Mitschurin“. Dieses bezeichnet sie als „state sponsored escape“ (S. 98), womit sie westliche Vorstellungen von Tourismus als selbstbestimmte Freizeitgestaltung auf den DDR-Kontext überträgt und so zumindest die Intention der Organisatoren missdeutet. Die unzureichende Organisation und Ausstattung der Lager habe dann bei den Teilnehmern zu Enttäuschung geführt und Möglichkeiten für das Ausbrechen aus der vorgegebenen Ordnung geschaffen, sozusagen ein „escape“ vom „escape“. Hier ist offensichtlich, dass die Flexibilität, die den Herausgebern zufolge die Stärke ihres Begriffs ist, in mangelnder Trennschärfe resultiert, die dann oft mehr verwischt als erklärt. Zudem treibt Plum die Tendenz auf die Spitze, Akteure als binäre Gruppen darzustellen, indem sie die Teilnehmer der Lager in Konformisten und Dissidenten unterteilt. Es lässt sich bezweifeln, dass diese Charakterisierung bei elf- bis vierzehnjährigen Kindern Berechtigung besitzt. Deutlich zeigt sich hier aber vor allem der generelle Trend, Dichotomien von Regime und Gesellschaft sowie Angepasstheit und Dissens zu reproduzieren.

Trotz aller wiederholten Hinweise auf die Vielfalt und Komplexität sozialer Handlungsspielräume im Staatssozialismus kommt so die Totalitarismustheorie durch die Hintertür zurück. Einige Positionierungen erinnern auch an Debatten der neunziger Jahre zur Sozialgeschichte der DDR, etwa über die „Grenzen der Diktatur“

(Richard Bessel, Ralph Jessen), auf die jedoch nirgends Bezug genommen wird. Dass es aber möglich und vielleicht gerade reizvoll ist, den Eigensinn und das subversive Potenzial des Alltags innerhalb des sozialistischen Sinnzusammenhangs zu verorten, kommt bei der Konzentration auf die Fluchtwege aus einer Gesellschaftsordnung zwangsläufig zu kurz.

Erfreulicherweise finden sich in dem Band auch einige Texte, die spannende Fallstudien zur Freizeitgestaltung im Ostblock jenseits der geschilderten Aporien bieten. Mary Neuburger und Patrice M. Dabrowski erweitern den Forschungsstand in der Tourismusgeschichte um bisher unbearbeitete Regionen. Neuburger spürt dem offiziellen Versprechen auf ein gutes Leben in Bulgarien nach und entdeckt darin zahlreiche Momente von Ambivalenz und Inkongruenz, die den Bürgern Deutungs- und Handlungsspielräume ließen. Plastisch arbeitet sie die Diskrepanz zwischen dem autoritativen Diskurs über sinnvollen Tourismus und der dazu querliegenden Tourismuspolitik heraus, die bewusst Konsum und passive Freizeitgestaltung förderte. Dabrowski präsentiert eine solide Studie zu Tourismus und Mangelwirtschaft im polnischen Bieszczady-Gebirge. Leider konzentriert sie sich weitgehend auf den gerade für den polnischen Fall vergleichsweise gut erforschten wirtschaftlichen Aspekt. Noch interessanter wäre es gewesen, die zeitgenössische Metapher vom „Wilden Westen“ ernster zu nehmen und die aus diesem Status resultierenden Freiräume konsequenter herauszuarbeiten, über die mangelhafte Infrastruktur hinaus, die kein Spezifikum dieser Region war.

Ebenfalls zum polnischen Tourismuswesen steuert Mark Keck-Szajbel einen Text zum staatlich organisierten Autostop-Programm bei. Anhand dieses spezifisch polnischen Phänomens, das in den Bruderstaaten keine Nachahmer fand, kann er nachzeichnen, wie eine staatliche Maßnahme zur Kontrolle jugendlicher Freizeitaktivitäten und zum Ausgleich der schwachen Infrastruktur von den Teilnehmern für die Realisierung individueller Wünsche genutzt wurde. Ein weiteres instruktives Beispiel für ein staatliches Angebot an Freizeitgestaltung, das einer jugendlichen Subkultur Freiräume für das Ausleben eigener Vorstellungen von Freizeit eröffnete, präsentiert Caroline Fricke. Die äußerst populären Motorradrennen am Bergring im mecklenburgischen Teterow wurden in der späten DDR offiziell gefördert, um die Sehnsucht nach Freiheit in der Bevölkerung in ein kontrollierbares Format zu kanalisieren. Um bei dieser Großveranstaltung mit dem zur Verfügung stehenden knappen Personal die Ordnung aufrecht zu erhalten, drückte die lokale Obrigkeit bei selbst organisierten Feiern und nicht genehmigten Zeltplätzen von Jugendlichen häufig ein Auge zu.

Der aus meiner Sicht beste Beitrag handelt ebenfalls von sportlichen Großereignissen. Florin Poenaru taucht in die Welt von Fußballspielen im rumänischen Nationalstadion zwischen Bukarester Lokalrivalen in den achtziger Jahren ein. Dabei gelingt es ihm auf beeindruckende Weise, eine Vielfalt von sich permanent wandelnden Herrschaftsverhältnissen zwischen Bevölkerung und Vertretern der Obrigkeit, mehr noch aber innerhalb verschiedener staatlicher Stellen herauszuarbeiten. Die vorgebliche Arena für Regimepropaganda entpuppt sich als Schauplatz individueller Sinngebungen der Zuschauer bis hin zu alltäglicher Subversion, die aber gerade keine Flucht aus dem hegemonialen Deutungsrahmen darstellte, sondern

in seiner kreativen Umdeutung bestand. Wirkungsvoll dekonstruiert Poenaru „das“ Regime als eine Ansammlung um die Macht konkurrierender Interessengruppen und überwindet damit die in vielen Aufsätzen vorherrschende Dichotomie zwischen Staat und Gesellschaft. Auch findet sich bei ihm die beste, wenngleich kurz gehaltene theoretisch-methodische Diskussion. Seine stark auf Alexei Yurchaks Arbeiten beruhende Argumentation fasst Probleme und Möglichkeiten einer Erforschung des staatssozialistischen Alltags anschaulich zusammen. Pikanterweise lassen sich viele seiner Kritikpunkte am Forschungsstand gegen die konzeptionelle Ausrichtung des Bandes selbst vorbringen.

Die Suche nach „socialist escapes“, so lässt sich zusammenfassend urteilen, birgt keinen wesentlichen Fortschritt gegenüber den bereits bestehenden Ansätzen der Sozial- und Kulturgeschichte des Sozialismus. Die in der Mehrzahl interessanten Fallstudien, die den Forschungsstand in der Tat erweitern, werden durch die Anwendung dieses vorgeschlagenen Konzepts nicht aussagekräftiger, eher ist das Gegenteil der Fall. Die „socialist escapes“ bleiben nicht viel mehr als eine Metapher, deren Stärke die Vielgestaltigkeit sein soll, wodurch sie aber an Tiefenschärfe verliert. Stattdessen läuft die Suche nach den sozialistischen „Fluchtmöglichkeiten“ Gefahr, in die Sackgasse allzu simpler Schwarz-Weiß-Unterteilungen zu führen.

Basel

Bianca Hoenig

Rebro, Derek: Jej mesto v jeho svete? Rodový pohľad na previazanosť urbánneho a rustikálneho v poézii Lýdie Vadkerti-Gavorníkovej a Jozefa Mihalkoviča [Ihre Stadt in seiner Welt? Eine Genderperspektive auf die Verbindung des Urbanen und des Ländlichen in der Poesie von Lýdia Vadkerti-Gavorníková und Jozef Mihalkovič].

Aspekt, Bratislava 2013, 289 S., ISBN 978-80-8151-006-9.

Derek Rebro hat sich in der Slowakei in den vergangenen Jahren gleich auf mehreren Gebieten einen Namen gemacht: Er ist Dichter, Literaturwissenschaftler, Kritiker, Jury-Mitglied diverser Literaturwettbewerbe (u. a. ANASOFT Litera 2013) und Herausgeber wie Redakteur der Gender-orientierten Zeitschrift „Glosolália“. Mit „Jej mesto v jeho svete?“ legt er seine zweite umfangreiche Studie mit Interpretationen slowakischer Poesie vor. In „Ženy píšu poéziu, muži tiež“ (Frauen schreiben Lyrik, Männer auch, 2011) hatte Rebro die Lyrik sechs slowakischer Dichterinnen generationsübergreifend analysiert. In seiner neuen Monografie untersucht er nun jeweils drei Werke der Lyrikerin Lýdia Vadkerti-Gavorníková und des Lyrikers Jozef Mihalkovič, die in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre erschienen sind.

Die slowakische Lyrik der sechziger Jahre ist insbesondere dank der Arbeiten von Fedor Matejov, Valér Mikula, Andrea Bokníková und Ute Raßloff relativ gut erforscht. Mit der Genderperspektive und deren Kombination mit der Opposition von „rural“ und „urban“ eröffnet Rebro aber einen völlig neuen Blick auf diese Dichtung und präsentiert eine innovative Lesart.

In den ersten Kapiteln des Buches definiert Rebro die verwendeten Begriffe „urban“ und „rural“, „Mythos“, „Archetyp“ und (Gender-)„Stereotyp“ und setzt sich

kritisch mit Interpretationsmustern wie Jungs Archetyp-Theorie auseinander; zudem gibt er eine kurze Übersicht über das Urbane in der slowakischen Literatur allgemein sowie speziell des Urbanen und des Ländlichen in den Poetiken der sechziger Jahre. Allerdings gilt wohl auch für Rebro Versuche der Begriffsabgrenzung die Feststellung Jonathan Cullers, die er in seiner abschließenden Interpretation zitiert: Demnach ist „die Bedeutung an den Kontext gebunden [...]. Das Einzige, was wir *nicht* machen können, ist Grenzen festlegen.“ (S.260) Für die Einordnung seines Ansatzes wäre es freilich auch sinnvoll gewesen, dem Leser einen Überblick über bisherige Deutungen der Werke von Vadkerti-Gavorníková und Mihalkovič zu geben.

Den umfangreichsten Teil des Bandes (etwa 200 Seiten) bilden die ausführlichen Interpretationen von Vadkerti-Gavorníkovás Gedichtbänden *Pohromnice* (Schicksalsschläge, 1966), *Totožnosť* (Identität, 1970) und *Kolovrátok* (Das Spinnrad, 1972) sowie Mihalkovičs Lyriksammlungen *Lútosť* (Bedauern, 1962), *Zimoviská* (Winterquartiere, 1965) und *Spôsob ticha* (Die Art der Stille, 1972). Rebro untergliedert diese Interpretation lediglich nach den einzelnen Büchern und lässt sich bei der Textanalyse von den Worten und Versen selbst leiten. Dabei geht er mit akribischem Blick von Zeile zu Zeile und zieht ein ganzes Orchester von Sekundärliteratur heran. Im Bereich Gender greift er vor allem auf die anglo-amerikanische Gender-Literatur bzw. feministische Literatur zurück, daneben auf Studien der bulgarisch-französischen Gender-Spezialistin Julia Kristeva. Für seine Interpretationen des Urbanen – auch in Kombination mit dem Aspekt des femininen Schreibens – sind für ihn die Arbeiten der tschechischen Literaturtheoretikerin Daniela Hodrová maßgeblich; unter den slowakischen Literaturwissenschaftlern beruft er sich neben Andrea Bokníková auch auf Valér Mikula.

Rebro liefert mit seinen Interpretationen keine großen Thesen, sondern er sensibilisiert, zeichnet mit feinen Strichen ein anderes als das gewohnte Bild von Vadkerti-Gavorníková und Mihalkovič, ihren Themen und Schreibweisen. Sie sind in einigen Aspekten, selbst bezüglich der *Écriture féminine* gar nicht so weit voneinander entfernt, wie sich zunächst vermuten ließe. Die Feinheit der neuen Konturen wird erst dadurch sichtbar, dass Vadkerti-Gavorníková und Mihalkovič nebeneinander stehen. Erst dadurch wird deutlich, was zum Beispiel der Begriff der „Stille“ bedeuten kann – Resistenz und Protest an einer, Harmonie oder aber Disharmonie an anderer Stelle. Und in kleinen Sätzen wird hier in der Tat Literaturgeschichte neu geschrieben (zum Beispiel mit der Interpretation von Mihalkovičs Stille im Haus als Disharmonie, die im Kontrast zu Hamadas Auffassung der Stille als Harmonie im Hause steht).

Rebro's Interpretation lebt zu einem großen Teil von der Intuition und von auch durch die Sekundärliteratur mäandernden Assoziationen, auch seine persönliche Meinung lässt Rebro oft direkt in den Text einfließen, was einen erfrischenden Kontrast zur sonst üblichen sachlichen Verhaltenheit vieler Wissenschaftler-Autoren bildet.

Als innovativ hervorzuheben ist Rebro's Ansatz der Gender-Perspektive auch insofern, als er nicht der Tendenz zum radikalen Feminismus unterliegt. Vielmehr zeigt er mit seinen Interpretationen, wie das Nebeneinander- und Gegenüberstellen

des weiblichen und des männlichen Pols sowie das Pendeln zwischen beiden Bereichen zu einem tieferen Verständnis aller Seiten führen kann.

Sowohl der Genderaspekt als auch die Perspektive Urban-Ländlich könnten leicht zu einer stereotypen Vereinfachung verleiten. Rebro umgeht diese Gefahr jedoch, indem er stets den Kontext heranzieht und bei aller Assoziationsfreudigkeit auch Nüchternheit bewahrt. Um ein Beispiel zu geben: Die Fabriken in Mihalkovičs Gedichten werden nicht zu einem urbanen, da industriellen, Motiv aufgewertet, sondern bleiben sachlich Michalkovičs Arbeitsplatz; er war als Ingenieur tätig.

Derek Rebro's Monografie „Jej mesto v jeho svete?“ ist zwar ein sehr spezielles wissenschaftliches Buch, doch zugleich auch attraktiv für Leser, die keinen unmittelbaren Bezug zur slowakischen Lyrik der sechziger und siebziger Jahre haben. Denn es beschert uns den Luxus ausführlicher und innovativer Interpretationen. Rebro selbst verkörpert einen völlig neuen Typus: Er ist ein männlicher Feminist und auf die Genderforschung spezialisierter slowakischer Literaturwissenschaftler, der zu anderen Perspektiven ermutigt.

Leipzig

Andrea Reynolds

Hájíček, Jiří: Rustic Baroque. A Novel. With Additional Stories from The Wooden Knife by Jiří Hájíček. Translated from the Czech by Gale A. Kirking.

Real World Press, Brno 2012, 200 S., ISBN 978-80-905357-1-8.

Jiří Hájíček (České Budějovice, born 1967) is a Czech prose writer, who has come to the readers' attention with his most recent novels *Selské baroko* (Rustic Baroque), 2005 and *Rybí krev* (Fish Blood), 2012. Both won the prestigious Magnesia Litera prize for literature. *Rustic Baroque* is his first work to appear in English. Translated by Gale A. Kirking, the volume also contains four short stories from the collection *Dřevěný nůž* (Wooden Knife), 2004. As Kirking states in the introduction, his selection of texts, the novel and short stories, was motivated by their setting in the South Bohemian region. It is his desire to introduce his readers to the Czech countryside, to lead them out of the Czech Republic's capital city of Prague.

Indeed, Kirking could not have chosen a better author to translate; "Rustic Baroque" belongs to the genre of village prose. In addition, Hájíček also draws on the detective genre, allowing for a complex and suspenseful presentation of the novel's main theme: the forced collectivization of independent farmers. The plot is set in a small village in South Bohemia a decade after the fall of communism. The narrator who stands at the center of the tale is a middle-aged historian, whose lack of financial stability forces him to take on the job of a genealogical researcher and occasional realtor of decrepit countryside homes. This work allows him to travel throughout the region and appreciate the peaceful atmosphere of small villages set in the picturesque landscape of lush forests and fields. Descriptive nature passages abound, but so does tendency toward pathetic fallacy, which dilutes the reader's own experience of the South Bohemian countryside. The narrator does not quite fit into this landscape, even though he grew up here, but his always-present laptop sets him apart. His incessant questioning and documenting raises suspicion among the villa-

ge folk. This is especially evident when he is commissioned to solve a mystery from the time of collectivization, to find a denouncement letter that resulted in several families' imprisonment and confiscation of their property. His painstaking research leads him to uncover much about the cruel destruction of farmsteads and countryside during the turbulent fifties, but also about ideological fervor, political ambition, power struggle, personal revenge, petty jealousy, and unrequited love. The fifties, which represent the harshest years of communism in Czechoslovakia, however, remain a taboo subject for many of the villagers who are unwilling to confront their past. The unresolved past haunts not only those who had lived during that period, but also the later generations. The narrator experiences this first hand when a young woman befriends him for the sole purpose of using his research to avenge her grandfather who happened to be one of the victims of the denouncement letter. Although, at the end, the mystery is solved, truth does not bring peace or resolution to anyone.

In "Rustic Baroque," Hájíček revisits a painful historical past that has received very little attention; the collectivization of farmsteads remains one of the least discussed crimes of the communist regime. Although, his tone is oftentimes preachy, even patronizing; his style is uneven, overrun by flat dialogues; and his characters are two-dimensional, he should be commended for writing about a subject matter that deserves a serious exploration and that no other writer of his generation has tackled.

"Rustic Baroque" is Kirking's translation debut. In his introduction he admits to his unbound enthusiasm for Hájíček's work and Czech culture, which he shares with his readers perhaps a bit forcefully in the translation itself. The many footnotes regarding names and their diminutive forms, details about Czech currency, various descriptions of locations and apartment building differences, are not only intrusive, but also unnecessary. These comments can be patronizing, replacing the experience of reading a novel with that of a cultural handbook. The translation also suffers from stylistic problems: the overuse of contractions ("I tell you, it's a letter. It's there somewhere, ... Maybe, there's ..." p.3); excessively informal language ("... It's risky for your health. Let's go have a beer, whaddya say?" p.13); and awkward sentences and mistakes ("I'll be happy to, so long as I'm invited" p. 20), ("He would never hurt anyone, and believe you me he had a heart of gold. In church every Sunday" p. 58). These issues could have been avoided had an editor been involved. Yet, in spite of these problems, which are not uncommon for a novice translator, it is to Kirking's credit that he did stay close to the original texts, in tone especially. Given that almost no English translations of fiction exist about the fifties, it is a valuable work, one that will be of interest to readers who want to learn more about this difficult decade in Czechoslovak history.